



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 3, Nr. 21 October 21, 1950

Köln: Bund-Verlag, October 21, 1950

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Aufwärts



Wellenreiter

von Beruf, siehe Seiten 8 u. 9
Foto: V. Pantenburg

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 21 · JAHRGANG 3

Preis 10 Pfg.

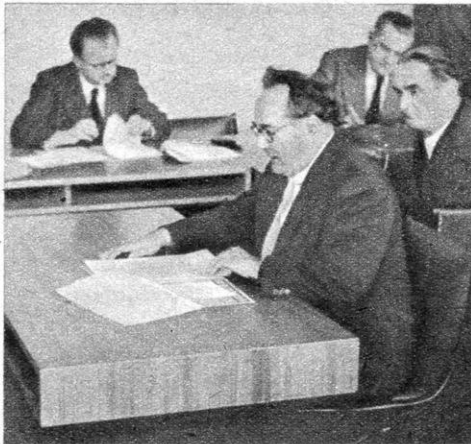
21. OKTOBER 1950

Kreuzverhör in Bonn

KAUFTE DIE INDUSTRIE ABGEORDNETE?



Herr Heinrichsbauer, Geldgeber im Auftrag der Industrie. Gab er Geld an Parteien und Abgeordnete für bestimmte politische und wirtschaftliche Zwecke?



Der Bundestagsabgeordnete Baumgartner von der Bayernpartei steht zu seinem im Spiegel veröffentlichten Gedächtnisprotokoll und sagt — ja.

Ohne Zeit zu verlieren, eilte an einem Februarmorgen der Erste Vorsitzende der Bayernpartei, Dr. Baumgartner, der mit dem Nachtzug soeben aus München eingetroffen war, in sein Fraktionsbüro im Bonner Bundeshaus. Aus dem Gedächtnis diktierte er die Geständnisse seines Fraktionskollegen Aumer in das Protokoll. Da war die Rede von Bestechungsgeldern, die einige Abgeordnete seiner Partei zum Zeitpunkt der Abstimmung um den Sitz der Bundesregierung erhalten haben sollten. Von Geldern wurde gesprochen, die Industrielle „zur Verfügung“ gestellt hatten, um ihre Interessen vor dem Bundestag vertreten zu sehen. Es vergingen Monate, bis die Kunde von den Machenschaften einer kleinen Minderheit verantwortungsloser Politiker an die Öffentlichkeit gelangte. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß ist nun bemüht, aufzuklären, was damals wirklich geschah. Noch sind die Verhandlungen nicht abgeschlossen, Schuld und Unschuld nicht erwiesen. Auf Grund von Zeugenaussagen will es aber dem Beobachter scheinen, daß an dem, was Baumgartner Monate zuvor in sein Protokoll schrieb, viel Wahres ist.

Die BP-Abgeordneten Donhauser, Aumer und Mayerhofer scheinen stark belastet zu sein. Bundesfinanzminister Dr. Schäfer mußte bestätigen, daß für Donhauser aus einem Wahlfonds der Regierungskoalition Schulden in Höhe von 40 000 DM bezahlt wurden. Noch nicht geklärt ist, ob dafür eine Bedingung gestellt wurde. Die Vermutung liegt aber nahe, daß die Gruppe um Donhauser die schwache Regierungsmehrheit verbreitern sollte. Tatsache ist, daß fünf Mitglieder der Bayernpartei gegen den Beschluß ihrer Fraktion für Bonn stimmten. Auch ein Herr Heinrichsbauer aus Frankfurt am Main, Angestellter einer Gruppe von Industrieunternehmen, bestätigte, Geldbeträge ausgezahlt zu haben.

Der Abgeordnete Aumer benannte Direktor Telle, der insgesamt 21 500 DM aus dem Kapital einer Erdölgesellschaft zahlte, weil dieser Industriegruppe an der Vertretung ihrer Interessen gelegen war. In dieser Zeit sprach Aumer vor dem Bundestag über die Festsetzung des Benzinpreises, und man hat heute durchaus den Eindruck, daß er der ihm anvertrauten Mission durchaus gerecht wurde. Doch, wie gesagt, Endgültiges läßt sich noch nicht behaupten, bevor die Untersuchungen nicht restlos abgeschlossen sind. Es würde zu weit führen, die vielen Beschuldigungen, Verdächtigungen und Vermutungen an dieser Stelle aufzuführen. Die amtlichen Protokolle und die Schnellhefter auf den Tischen des achtzehnköpfigen Untersuchungsausschusses haben sie säuberlich registriert. Feststellen dürfen wir aber, daß die Geldbeträge aus den Unternehmerkassen dazu mißbraucht wurden, die öffentliche Meinung zu vergiften und Politik zu machen. Wie schon einmal, als ein randalierender Auch-Politiker mit Namen Hitler seine Parteikasse aus dem Fonds der Schwerindustrie auffüllen ließ.

Die Jugend ist von der Rechtschaffenheit und Sauberkeit der Mehrzahl der Volksvertreter im Parlament überzeugt. Sie weiß, daß das, was sich in Bonn in diesen Tagen abspielt, nichts weiter als ein Reinigungsprozeß ist. Niemand wird es einfallen, wegen einer Handvoll politischer Abenteurer die Demokratie und ihre Einrichtungen in Frage zu stellen. Die Korruption gehört zum Wesen der totalitären Systeme, nur die freie Demokratie, getragen vom Vertrauen des Volkes, wird sie wirksam bekämpfen können. Daran glauben wir.

Weil aber die Jugend sich dieses Vertrauen nach der Überwindung eines verständlichen Mißtrauens nicht rauben lassen will, müssen die Verantwortlichen in Bonn alles daran setzen, von vornherein möglichen Zweifeln wirksam zu begegnen.

EINSICHT, ABER KEIN ENTSCHLUSS

Die Arbeitslosenversicherung soll auf möglichst breiter Basis die finanziellen Folgen der Arbeitslosigkeit ausgleichen. Während das ursprüngliche Gesetz (AVAVG 1927) auch einen Versicherungsschutz für Lehrlinge vorsah, wurde die Schutzmaßnahme in den Jahren 1933 bis 1942 aufgehoben. Heute, insbesondere seit der Währungsreform, bedarf die Gruppe der Lehrlinge mehr denn je eines ausreichenden Versicherungsschutzes. Die Gewerkschaften haben seit Jahren immer

wieder eine Neuordnung verlangt. Alle Eingaben, Anträge usw. fruchteten nichts, da leider weder der frühere Direktor für Arbeit noch das Bundesarbeitsministerium diese vordringliche Frage einer Lösung zugeführt noch Schritte in dieser Richtung unternommen hat.

Dem Bundestag liegt nunmehr ein Gesetzentwurf vor, der diesen Mangel beseitigen und die von den Gewerkschaften geforderte Neuordnung bringen soll. Der Entwurf sieht

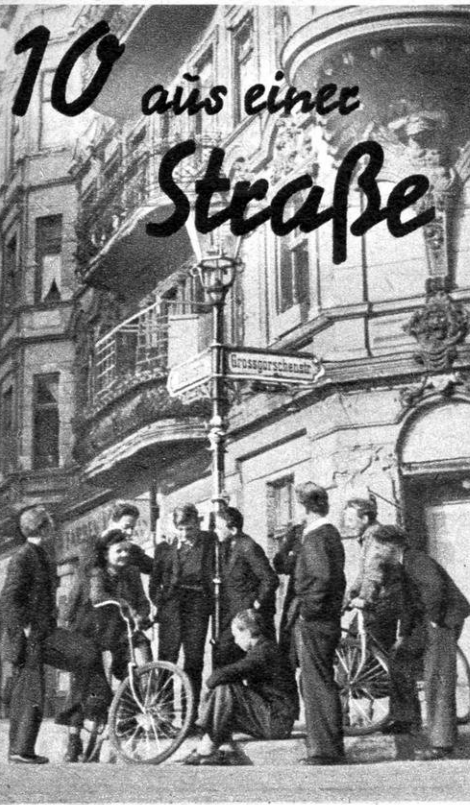
unter anderem vor, daß alle Lehrlinge in die Arbeitslosenversicherung einbezogen werden. Folgendes wird vorgeschlagen:

1. Einführung der Versicherungspflicht im letzten Lehrjahr und damit die Berechtigung zum Bezüge der Arbeitslosenunterstützung für 26 Wochen.
2. Falls das Lehrverhältnis aus einem vom Lehrling nicht zu vertretenden Grunde vorher erlischt, so beginnt die Versicherungspflicht ebenfalls rückwirkend ein Jahr vor diesem Tage.
3. Tritt nach Ablauf der Lehre Arbeitslosigkeit ein, so ist die Unterstützung nach einem Wochenlohn von mindestens 25 DM zu berechnen.
4. Die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung (4 v. H. des Lohnes) innerhalb des letzten Lehrjahres trägt der Arbeitgeber allein, falls die Lehrlingsvergütung monatlich 100 DM oder wöchentlich 23,30 DM nicht übersteigt.

Die Debatte im Bundestag am 21. September 1950 über den Gesetzentwurf ließ klar erkennen, daß von Arbeitgeberseite her eine Abneigung gegenüber diesem Gesetzentwurf besteht, da man die Zahlung des Beitragsanteils (2 v. H. des Lohnes) scheut. Die Beratung war auch insofern interessant, als der größte Teil der Abgeordneten der CDU und FDP sowie der Bundesarbeitsminister Storch die Dringlichkeit dieses Problems im Interesse der Lehrlinge zwar einsahen, aber sich nicht bereitfinden konnten, nun auch wirklich zustimmend zur Zweiten Lesung zu schreiten. Die Gewerkschaften als die berufenen Vertreter der werktätigen Jugend erwarten, daß die nächste Aussprache im Bundestag im November über diesen Gesetzentwurf zu positiven Ergebnissen führt und der Versicherungsschutz für arbeitslose Lehrlinge umgehend geschaffen wird.

Der Streik der 20 000 Arbeiter und Angestellten der Wasserstraßen und Schifffahrtsverwaltungen konnte von der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr erfolgreich beendet werden. Fotos: dpa (2), ppp (1)



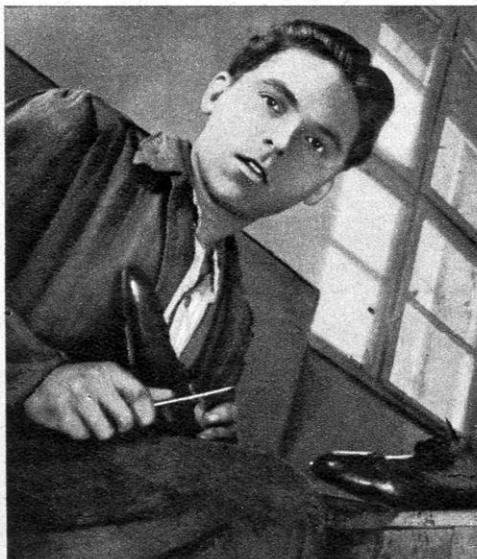


Aus einer kleinen Straße sitzen zehn Jugendliche im Gefängnis. Sie sind Opfer der Zeit und des sozialen Elends. Was soll aber geschehen, wenn sich für sie die Gefängnistore wieder auftun? Sprechen wir über einen von ihnen.

Willi W. ist vor mehreren Wochen aus dem Berliner Jugendgefängnis Plötzensee entlassen worden. Nach einer zweijährigen Haftstrafe wegen zahlreicher Einbrüche. Willi hat sich in dieser Zeit gut geführt. Er war flegel, fleißig, ordentlich und hatte das Glück, in der Schuhmacherwerkstatt des Gefängnisses arbeiten zu können. Der Meister stellte ihm das beste Zeugnis aus, lobte seine Anständigkeit. Man müßte ihn nach der Entlassung in der gleichen Branche unterbringen, damit er sich darin weiter entwickeln könnte. Am liebsten ginge er in eine Schuhfabrik, da er keine regelrechte handwerkliche Ausbildung mit Gesellenprüfung hat.

Der leitende Pädagoge von Plötzensee, der Willis Entwicklung vom Tage seiner Einlieferung an beobachtet und beeinflußt hat, glaubt

Willi W. hat ein Recht auf Arbeit. Fotos: H. Krüger



an seine aufrichtige Besserung, tut alles, um ihm weiterzuhelfen. Er interessiert einen Kreis freier Sozialarbeiter für den Fall, denn Willi wird kurz nach der Entlassung volljährig, ist demnach bei der Überlastung des Jugendamtes mit Fällen Minderjähriger praktisch aus dessen Bereich ausgeschieden. Die freie Wohlfahrtspflege muß eingreifen, sich in die „nachgehende Fürsorge“ einschalten, um einem Gestrachelten neue Stützen für die Wiedereinordnung in das bürgerliche Leben zu schaffen. Es finden sich auch genügend freiwillige Hilfskräfte, die Willis Start aufs beste betreuen. Es findet sich sogar darunter ein Mitarbeiter, der auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen Willi in einer Schuhfabrik unterbringen könnte. Könnte, wenn — ja, wenn nicht...!? Die große Enttäuschung: Willi wird — trotz der Fürsprache — von der Firma abgelehnt. Die „Vergangenheit“ ist der Stein des Anstoßes! Es gelingt den Bemühungen eines anderen Helfers, ihn in der Notstandsaktion bei Entrümmerungsarbeiten unterzubringen. Er arbeitet sich auch dort gut ein, man ist mit ihm zufrieden. Aber die Vergangenheit!

Wird man sie ihm nicht immer wieder zum Vorwurf machen? Darf ihn die Gesellschaft deswegen noch zurückstoßen — einen jungen Menschen, der den besten Willen hat, seine Fehler wieder gutzumachen? Trägt er denn ganz allein die Schuld daran, daß er ihre Ordnung verletzt hat, zum Rechtsbrecher wurde? Diese Gesellschaft ist keineswegs so unantastbar, wie es auf Grund ihres Verdammungsurteils den Anschein hat — auch sie hat zweifellos einen gewissen Schuldanteil an seinem Versagen; besteht sie doch aus Individuen, von denen jeder im nächsten Augenblick dieselben oder auch schlimmere Fehlritte begehen könnte wie Willi und seinesgleichen.

Was ist denn überhaupt die Ursache seiner Straftaten? Willi stammt aus einer ordentlichen Arbeiterfamilie mit drei Kindern, deren harmonisches Gefüge der grausame Krieg zerrissen hat. Der Vater fällt, die Mutter bleibt allein mit den Kindern, wird zur süchtigen Raucherin, deren schwachen Händen die Erziehung der Kinder im Chaos der Nachkriegszeit völlig entgleitet. Willi, der älteste, gutmütig, aber labil, von der Gier nach Lebensgenuß erfaßt, gerät in schlechte Gesellschaft, auf die schiefe Ebene, ins Jugendgefängnis. Ist das seine Schuld allein? Ist er verantwortlich für den Krieg mit der weitgehenden Auflösung der Rechts-, der Sozialordnung in seinem Gefolge? — Haben die, welche ihn richten, ihn heute ablehnen, wirklich alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um der heutigen Jugend tragbare Lebensbedingungen — von glücklichen ganz zu schweigen — zu schaffen? Haben die, welche den Stab über den Gestrachelten brechen, in jeder Beziehung vorbildlich und untadelig gelebt? „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“

Soll der Straftatlassene zeitlebens zum Paria der Gesellschaft degradiert bleiben, am Rande geduldet? — Nein — mit seiner Haft hat er die Schuld gebüßt, und nun hat er genau wie alle anderen das Recht zu leben — und zu arbeiten. Das sind seine unveräußerlichen Menschenrechte, die ihm die Gesellschaft nicht vorenthalten kann und darf. Sie hat nicht das Recht, ihm seine „Vergangenheit“ immer wieder vorzuhalten, solange er nicht durch einen erneuten Rückfall Anlaß dazu gibt.

Bei einem großen Teil strafentlassener Jugendlicher ist die nachgehende Fürsorge von dauerndem Erfolg, wenn sie in der richtigen Weise organisiert wird, d. h. im wohlhabengewogenen Zusammenspiel behördlicher und irer Wohlfahrtspflege gestaltet wird. Abgesehen von der ideellen Seite hat diese Sache aber auch noch eine materielle. Willi

Aufgaben

Das Aufgabengebiet der gewerkschaftlichen Jugendarbeit erstreckt sich auf

Wahrnehmung der sozialen und wirtschaftlichen Interessen der Jugend, Berufs- und Lehrlingsfragen, Jugendrecht und Jugendschutz, wirtschaftliche, gesundheitliche, kulturelle und geistige Förderung der Jugend, Jugendfürsorge, Mitarbeit für die Ausbreitung und Festigung der Gewerkschaften.

In den Betrieben und gewerkschaftlichen Jugendgruppen wird durch praktische Gewerkschafts- und Jugendarbeit ein fähiger und überzeugter Nachwuchs herangebildet und gefördert.

Ausbildung zu beruflicher Tüchtigkeit und Heranbildung von selbstbewußten Persönlichkeiten sind mit eine der vordringlichsten Aufgaben in der Erziehung zu solidarischem und gewerkschaftlichem Denken und Handeln. Demokratische Grundsätze bestimmen die Arbeitsweise der gewerkschaftlichen Jugendgruppen und führen zur Gemeinschaft. Das einzelne Mitglied steht im Mittelpunkt allen Geschehens und ist Träger und Gestalter des gewerkschaftlichen Lebens.

Die Gewerkschaftsjugend strebt auf Grund ihrer Eigenart und Aufgabenstellung eine vermittelnde Rolle aller Jugendverbände an. Sie ist bereit, mit allen Jugendorganisationen, die sich zum Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und den darin verankerten Grundrechten

Freiheit des Gewissens

Freiheit der Person

Freiheit der Gemeinschaft

sowohl in der Zielsetzung als auch in der praktischen Arbeit bekennen, zusammenzuarbeiten.

Eine internationale Zusammenarbeit der arbeitenden Jugend wird auf breiter Grundlage angestrebt, um damit einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung und für einen dauerhaften Frieden zu leisten.

Die in der Satzung des DGB festgelegte parteipolitische und konfessionelle Unabhängigkeit ist mahnende Verpflichtung aus der Erfahrung und Vergangenheit der Gewerkschaftsbewegung.

hat bisher den Steuerzahler viel, viel Geld gekostet — viel mehr, als er überhaupt ahnt. Der Justizapparat, der für jeden einzelnen Fall in Gang gebracht werden muß, erfordert unwahrscheinlich hohe Summen. Deshalb schon würde die Bewahrung einer verhältnismäßig geringen Anzahl strafentlassener Jugendlicher vor einer erneuten Berührung mit der Justiz bzw. dem Strafvollzug für den öffentlichen Haushalt große Ersparnisse bedeuten.

Man gebe den strafentlassenen Jugendlichen darum ganz unvoreingenommen eine neue Chance und stoße sie nicht unbarmherzig in das alte Leben zurück. Zu groß ist die Verantwortung gegenüber einer Jugend, die gesunden soll, um eines Tages zu einem vollwertigen Bestandteil des sozialen Organismus, zu einem vollwertigen Glied am Volkskörper zu werden.

Dr. Walter Maas

MENSCHLICHE

TRETKRAFT

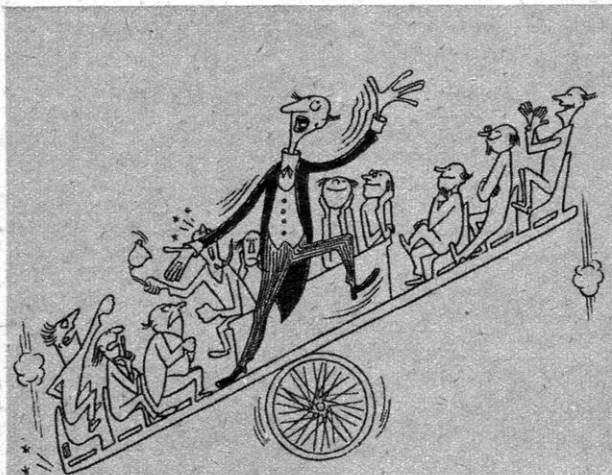
Das Fahrrad, sagt der Große Brockhaus unter F, „ist ein zweiräderiges, einspuriges Fahrzeug, das mit Hilfe menschlicher Tretkraft fortbewegt und durch die beim Fahren vorhandene Energie der Bewegung im Verein mit der Lenkung des Vorderrades im labilen Gleichgewichtszustand gehalten wird.“ Ist das jetzt klar?! — Nicht? Zerbrechen wir



neuen Modell eine 50prozentige Kräfteersparnis. Das Modell soll mit Dreigangschaltung nicht teurer werden als die jetzt üblichen Tretmühlen.

Wir sollten Bundesminister Storch mit solch einem Exemplar überraschen. Er fährt jeden Morgen mit seinem Fahrrad zu den Amtsgeschäften, während andere Ministerkollegen ihre schicken Wagen benutzen. Der fahrradfahrende Storch imponiert uns. Er zeigt, wie man Finanzen sparen kann.

Ganz anders Jonny Berthold, der rad fährt nicht um zu sparen, sondern um Geld zu verdienen. Er macht es sich mit Absicht schwer, obwohl seine neueste Konstruktion, die er aus der Hutschachtel holt und durch die Luft schwenkt, nur 7¼ Pfund wiegt. Achsenab-



Zeichnung: Otto Schwalge

uns nicht den Kopf; beschäftigen wir uns lieber mit dem Mann, der sich Kopfschmerzen darüber gemacht hat, wie man die „menschliche Tretkraft“ beim Radfahren einsparen könnte. Zusammen mit einer Hamburger Firma entwickelte er ein neuartiges Fahrrad, mit dem er fünf Jungen und drei Mädchen auf eine 2500-km-Erprobungsfahrt durch Deutschland schickte. Die Neukonstruktion fällt dadurch auf, daß die Pedale im Gegensatz zu den bisherigen Rädern exzentrisch angeordnet sind. Außerdem wird die Tretkraft nicht durch eine Kette, sondern durch einen Kardanantrieb auf das Hinterrad übertragen. Der Konstrukteur erhofft sich von dem



stand: 26 cm, Rahmenhöhe: 13 cm. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 1,5 Stundenkilometer. Niedlich, aber schweißtreibend.

Diese fahrlässige Betrachtung soll mit einem Satz beschlossen werden, der im Großen Brockhaus zu lesen ist. Unser Zeichner fand ihn sehr zweideutig und illustrierte dementsprechend:

„Die häufige Annahme, daß das Gleichgewicht durch die Schwingkraft der Räder erreicht wird, ist falsch.“ elf

Kurz berichtet:

Nicht einmal als Hundefänger würde er John Lewis, den Führer der amerikanischen Bergarbeitergewerkschaften, einstellen, sagte Präsident Truman zu seinem Freund, Senator Bishop. Dieser hatte vorgeschlagen, den gewerkschaftlichen Lewis als Botschafter nach Moskau zu schicken. Lewis, so argumentierte Bishop, könne viel lauter brüllen als Gromyko, besitze einen viel größeren Vorrat an Schimpfwörtern als Wyschinski und sei, das habe er bei den Verhandlungen mit den Bergwerksbesitzern bewiesen, bestimmt auch ein gefährlicherer Verhandlungspartner als Molotow. John Lewis schrieb daraufhin einen Brief an Bishop, in dem er zynisch bemerkte, natürlich könne sich keine Regierung einen Hundefänger halten, der mehr Hirn im Kopf habe als die eigenen Minister.



Lewis brüllt lauter.

Truman will keinen Hundefänger.



Pastor Niemöller sagt: „Volksbetrug!“ Er meint damit die Remilitarisierungsbestrebungen in Deutschland. In einem Brief an Bundeskanzler Adenauer schrieb er, daß er sich der sozialdemokratischen Auffassung anschließe, der jetzige Bundestag sei nicht berechtigt, über die Remilitarisierung der Bundesrepublik zu entscheiden. Niemöller sagt, dies komme einem Volksbetrug gleich, da kein Wähler im Sommer 1949 die Absicht gehabt habe, dem Bundestag die Vollmacht zu einer Kriegsrüstung oder Kriegsbeteiligung zu geben. Leider distanzierte sich ein offizieller Sprecher des Evangelischen Kirchentages in Bonn von Niemöllers Brief.

Niemöller zu mutig.



Kabinet Adenauer hat ein Loch. Bundesinnenminister Dr. Dr. Gustav Heinemann ist jetzt a. D. Er wollte sich auch nicht remilitarisieren lassen. Er sagte, daß die Frage der Verteidigung und Sicherung Westdeutschlands ausschließlich von den Alliierten aufs Tapet gebracht werden müsse; dann, und erst dann müsse das Problem in aller Öffentlichkeit diskutiert werden. Wem sind die Alliierten wohl dankbarer, Adenauer oder Heinemann?



Heinemann steht nicht stramm.

CDU/CSU-Fraktionsvorsitzender Brentano erklärte schlicht, daß die Frage eines deutschen Verteidigungsbeitrages nicht zum Gegenstand eines Wahlkampfes gemacht werden dürfe.

Sollen wir so lange mit der Diskussion warten, bis die Einberufungsbefehle ausgetragen werden? Fotos: dpa 5, Archiv 2

AINA NORSTRÖM
AUS STOCKHOLM SAGTE:



*„Sie glaubten, ich käme
direkt aus Moskau“*

WAS SAH DIE SCHWEDISCHE STUDENTIN IN DEUTSCHLAND?

Kein Kontakt zwischen Student und Arbeiter

Als ich im vergangenen Herbst die Nachricht bekam, daß ich als erste schwedische Studentin ein halbes Jahr in München studieren konnte, wußte ich zwar allerlei über Deutschland, aber ich konnte mir doch noch kein genaues Bild darüber machen, wie der Deutsche lebt und denkt. Ich brauchte lange Zeit, bis ich den richtigen Kontakt mit den Deutschen bekam. Ich glaube, das ist zu einem großen Teil eine Folge der schlechten Wohnverhältnisse, die es schwer machen, sich gegenseitig zu Hause zu besuchen oder jemand zu sich nach Hause einzuladen. Unter diesen Umständen war es für mich als Mädchen besonders schwer. Im Laufe der Zeit habe ich dann an der Universität eine Menge guter Freunde kennengelernt. Mit Arbeitern bin ich leider erst in den allerletzten Wochen meines deutschen Aufenthalts bekannt geworden. Das liegt wohl besonders daran, daß in Deutschland gar kein Kontakt zwischen den Studenten und den Arbeitern besteht. Die deutschen Studenten halten sich in ihrer großen Mehrheit für etwas Besseres als die Arbeiter und leben ganz für sich abgeschlossen. Das ist bei uns in Schweden ganz anders. Viele Studenten haben Arbeiter als Freunde. Der Unterschied im Denken und im Lebensniveau ist viel geringer, und wenn das Fachwissen des Studenten größer ist als das des Arbeiters, dann weiß der Student, daß er das den Bildungsmöglichkeiten verdankt, die von der Allgemeinheit bezahlt werden. Bildung bedeutet Verpflichtung und ist kein besonderes Verdienst.

Entsetzen, daß Studenten Professoren duzen.

Auch das Benehmen der Studenten untereinander ist ganz anders als bei uns. Hier in Deutschland benehmen sich die Studenten wie alte Männer und nicht wie junge Menschen, die zusammen arbeiten müssen. Ich erinnere mich an das Entsetzen von zwei deutschen Studenten, die in Schweden studierten und bemerkten, daß sich Studenten mit ihren Professoren duzten.

Am meisten erstaunt und sogar beunruhigt hat mich die politische Desinteressiertheit

der meisten deutschen Studenten. Als Münchener Studenten für einen Aufenthalt in Schweden ausgewählt wurden, fragte unsere Kommission, wie man Bundestagsabgeordneter würde. Unter den vier Studenten, denen diese Frage vorgelegt wurde, war keiner, der eine befriedigende Antwort geben konnte. Ich habe während meiner sieben Monate in München keinen Studenten getroffen, der sich als Sozialist bezeichnete. Wenn ich von meiner eigenen politischen Einstellung sprach, dann glaubten sie, ich käme direkt aus Moskau. Dabei müßte es doch eigentlich gerade in Deutschland angesichts der schlechten Berufsaussichten der Studenten selbstverständlich sein, daß sie aktiven Anteil an der Politik nehmen, um zu versuchen, ihr eigenes Schicksal zu bestimmen. Viele meiner schwedischen Kollegen und ich sehen gar nicht ein, worin die wirtschaftlichen und politischen Interessen

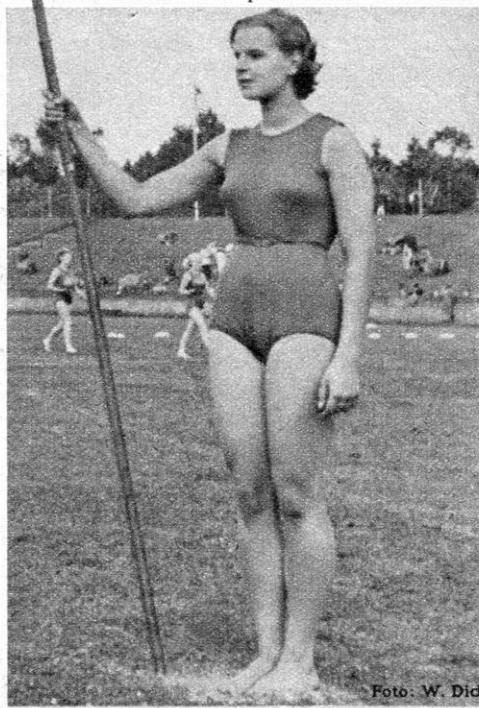


Foto: W. Dick

der Studenten von denen der Arbeiterschaft so verschieden sind, wie es die meisten deutschen Studenten vorgeben, wenn sie sich überhaupt mit dem Problem befassen. Und besonders sehen wir nicht ein, warum sich die Studenten und die Akademiker bei dem Kampf um ihre Rechte nicht mit den Arbeitern verbünden und sich die Kampfmittel der Arbeiterschaft zu eigen machen. Als ich deutschen Studenten erzählte, daß in Schweden auch die meisten Akademiker gewerkschaftlich organisiert und bereit sind, zu streiken, wenn es notwendig ist, sah man mich nur ungläubig an, und einer meinte, das sei doch unmoralisch. Als ob es moralischer wäre, der Ausbeutung freien Lauf zu lassen, der doch gerade in Deutschland so viele junge Akademiker hilflos ausgeliefert sind.

Sex-Appeal statt Kameradschaft.

Besonders entsetzt — neben dem vielen Schönen, das ich in Deutschland erlebt habe — hat mich die Stellung der deutschen Frau im öffentlichen Leben. Das drückt sich schon in Kleinigkeiten aus. Zum Beispiel darin, daß in Deutschland keine wirkliche Kameradschaft zwischen jungen Männern und Frauen herrscht und daß die Männer in den Mädchen immer nur das andere Geschlecht sehen, nicht aber einen Menschen, der mit ihnen zusammen arbeitet. Das ist besonders stark bei den Studenten zu spüren, die gar nicht glauben wollen, daß ein Mädchen sich wirklich auf einen Beruf vorbereitet, wenn es zur Universität gehen will. Sie meinen, die Studentinnen gingen nur auf Männerfang aus. Soviel ich beur-

teilen kann, ist das in der deutschen Arbeiterbewegung auch nicht viel anders. An diesem Zustand, der es zum Beispiel einer verheirateten Frau fast unmöglich macht, einen Beruf auszuüben — eine Sache, die in Schweden ganz und gar normal ist —, scheint mir auch die deutsche Frau selbst schuld zu sein. Hier macht sich meiner Meinung nach der große Frauenüberschuß bemerkbar, der jede Frau eifrigst nach einem Mann streben läßt. Und der Nazismus predigte den Frauen, sie seien nur Gebärmaschinen, zur Kinderpflege und zum Kochen bestimmt. Die deutsche Frau müßte viel mehr menschliches Selbstbewußtsein haben, um dem Mann als gleichberechtigte Partnerin gegenüberzutreten zu können.

Ich möchte mit diesen Bemerkungen keine böse Kritik an dem Land üben, das mich über ein halbes Jahr so herzlich und gastfreundlich bewirtet hat. Ich glaube aber, daß es gerade wegen der Gastfreundschaft der Deutschen meine Pflicht ist, auf bestimmte Gefahren hinzuweisen, die mir als Ausländerin vielleicht stärker ins Auge fallen als den Deutschen selbst.

Red.: Wir freuen uns über die Kritik der schwedischen Kollegin Aina Norström. Besonders treffend ist ihre Meinung über die mangelnde Solidarität zwischen Arbeitern und Studenten. Der anschließende Vergleich mit Schweden ist ein überzeugendes Beispiel. Aber in einem anderen Punkte sind wir nicht ihrer Meinung. Aina Norström scheint die Funktion der Frau in der Familie und im Staate doch zu sehr aus schwedischer Perspektive zu sehen. Was meinen unsere Leser dazu? Wir erwarten eure Antwort.

CAJ tagte in Brüssel

In den Tagen des September stand Brüssel im Zeichen des Weltkongresses der Christlichen Arbeiterjugend. 100 000 junge Arbeiterinnen und Arbeiter aus 53 Staaten waren gekommen, um ein Bekenntnis abzulegen für Frieden in Freiheit und Völkerverständigung. Auch der DGB hatte vom Internationalen Sekretariat der J. O. C. (Jeunesse Ouvrière Chrétienne) eine Einladung erhalten. Zwei Vertreter wurden von unserem Bundesvorstand entsandt, die Gelegenheit hatten, mit fast allen Delegierten aus allen Erdteilen und Ländern über die Arbeitsbedingungen der Jungarbeiter zu sprechen.

Man zeigte sich unseren deutschen Jugendproblemen sehr aufgeschlossen und wollte vor allem viel über die Einheitsgewerkschaft wissen. Darüber konnten die beiden Vertreter des DGB genügend berichten, wobei sie den Eindruck gewannen, daß die jungen Menschen dem Gedanken der Einheitsgewerkschaft positiv gegenüberstanden. Es wäre zu wünschen, daß sich diese Erkenntnis auch bei den älteren Kollegen ihrer Länder durchsetzen würde.

Die Vielzahl der Erlebnisse läßt sich nicht in wenigen Worten ausdrücken. Besonders interessant und nachhaltig war der Empfang im alten Rathaus (Hotel de Ville) durch den Bürgermeister der Stadt Brüssel, die Besichtigung von Arbeitervierteln, Konsumgenossenschaft und Jugendheimen sowie die Tages-tour nach Namur mit seinen alten Befestigungsanlagen. Was allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird, war die machtvolle Kundgebung der 100 000 im Heysel-Stadion. Unter den Fahnen der Nationen der freien Welt bot sich den jungen Menschen ein farbenfrohes und eindrucksvolles Bild. 3000 Angehörige der belgischen CAJ verstanden es ausgezeichnet, die geistige und materielle Not, in der sich die jungen Arbeiter befinden, in Form eines Spieles allen Teilnehmern vor Augen zu führen.

Der Jubel wollte kein Ende nehmen, als am Schluß seiner Ansprache an die Jungarbeiter der freien Welt Kardinal Cardijn ausrief:

„En Avant! Toujours en avant!“ — wki —

... dann gehe ich allein

Eigentlich hat mich Peter auf die Idee gebracht, einmal über dieses Thema zu sprechen, und ich glaube, er hat recht, man muß wirklich einmal darüber reden.

Ich erlebe so oft, daß eine meiner Bekannten, junge Mädchen wie ihr und ich, mir erzählt, sie habe mit ihrem Freund „Schluß gemacht“, weil er nie Zeit für sie habe und reichlich geizig sei. Umgekehrt sagen die Jungen immer, die Mädchen seien zu „anspruchsvoll“. Beide Beschwerden haben eine Ursache, und das ist die dumme Scheu, offen und wahrhaftig gegeneinander zu sein.

Laßt mich als Beispiel die Geschichte von Heinz und Anneliese erzählen. Heinz kam erst vor kurzer Zeit aus der Kriegsgefangenschaft und mußte seine versäumten Lehrjahre nachholen. Natürlich verdiente er sehr wenig. Anneliese war dagegen schon besser dran. Sie bezog ein ansehnliches Gehalt, von dem sie sich nur zu kleiden brauchte. Sonntags gingen die beiden aus, im Sommer ins Freie, im Winter in ein Kino, oder ab und zu einmal zum Tanzen. „Wir könnten uns doch auch gut mittwochs treffen“, schlug Anneliese vor. „N—nein, weißt du“, druckste Heinz, „das geht schlecht. Ich muß abends immer noch arbeiten, und überhaupt...“ Der wahre Grund war, daß Heinz eben kein Geld hatte, um zweimal in der Woche auszugehen. Anneliese aber wurde mißtrauisch. „Warum will er mich in der Woche nicht sehen“, grübelte sie. Das nicht vorhandene Geld war auch schuld, daß er Anneliese höchstens einmal am Anfang des Monats ein kleines Geschenk, einen Riegel Schokolade oder ein paar Blumen mitbringen konnte, und die mißtrauisch gewordene Anneliese zog Vergleiche mit den Erzählungen ihrer Freundinnen, deren kleine Aufschneiderien sie restlos für wahr hielt. Darüber nachzudenken, woher Heinz das Geld für Geschenke nehmen sollte, kam ihr nicht in den Sinn. Eins kam zum anderen, schließlich schmolte sie: „Wenn du nicht mitwillst, gehe ich eben allein“, und aus war die



Foto: Hoffmann

Freundschaft. Anneliese tat es eigentlich sehr leid, sie hatte Heinz als charaktervollen und anständigen Jungen kennengelernt. Sagt selbst, hätte das nun sein müssen? Wie einfach wäre alles gewesen, hätte Heinz gesagt: „Hör mal, Anneliese, ich verdiene nur das und das, und du mußt einsehen, daß ich damit keine großen Sprünge machen kann.“ Als vernünftiges Mädchen hätte Anneliese sich ohne weiteres zufrieden gegeben. Wenn nicht, nun, dann paßten die beiden ohnehin nicht zusammen. Wenn sie trotzdem mit ihrem Heinz gern in ein Kino oder ins Theater gegangen wäre, hätte sie ja ausnahmsweise einmal das Eintrittsgeld anlegen können, oder nicht? Vielleicht hätte auch jeder seine Eintrittskarte selbst bezahlen können.

Unsere Gesellschaftsregeln, daß der Mann für seine Begleiterin zu bezahlen hat, haben früher einen praktischen Grund gehabt, aber ist das heute noch der Fall? Damals war es nicht üblich, daß ein Mädchen Geld verdiente und schon gar nicht, daß es mehr verdiente als ein Mann. Darum sollte man an diesen Regeln nicht so hartnäckig festhalten.

Ihr werdet in Zukunft klüger sein als Heinz und Anneliese, nicht wahr? Ihr Jungen werdet es ruhig eingestehen, wenn der Beutel leer ist. Ihr Mädchen müßt aber auch Verständnis für die Lage eurer Freunde zeigen! Sagt ihnen bei Gelegenheit einmal klipp und klar, wie ihr darüber denkt. Sie werden euch im stillen dankbar sein.

Ruth

WOLKENKRATZER OHNE TÜR

Das Wort von der „Gleichberechtigung der Frau“ ist allmählich zu einem regelrechten Schlagwort geworden, dem man nicht mehr viel Bedeutung schenkt. Kaum ein Mann möchte heute noch als so rückschrittlich gelten, daß er den Frauen ihre wohlverordneten Ansprüche verweigert. Haben sie doch im Kriege „ihren Mann gestanden“, haben Not und Entbehrungen tapfer getragen, außerdem stellen sie die Mehrheit des Volkes dar, und wir leben doch in einer Demokratie, in der gleiche Rechte für alle gelten.

Wehe aber, wenn die Frauen ihre Rechte auch in Anspruch nehmen wollen! Wenn sie z. B. auf gleichem Lohn bestehen oder gar um Beförderung auf ihrer Arbeitsstelle bitten! Dann ist plötzlich die Gleichberechtigung nicht mehr so selbstverständlich, und man findet tausendundeinen Grund, warum das alles nicht so schnell zu machen ist.

Bis zum 31. März 1953 sollen die Gesetze, die der Gleichberechtigung entgegenstehen, abgeändert sein. So heißt es im Grundgesetz. Vielleicht wird es sogar Wahrheit werden. Aber wird selbst nach Änderung der zivilrechtlichen Gesetze die Frau dann mit einem

Schlag wirklich gleichberechtigt? Diese Frage wurde auf einer gewerkschaftlichen Frauentagung in Schwerte gestellt, und Kollege Bovensiepen kam zu der Auffassung, daß es eine Gleichstellung der Geschlechter ohne wirtschaftliche und materielle Gleichstellung nicht gibt. Die Frau, die keine ausreichende Existenz hat, muß sich wohl oder übel einem Mann anschließen und unterordnen. Deshalb ist es unbedingt notwendig, der juristischen Gleichstellung die materielle zur Seite zu stellen und die Frage des gleichen Lohnes stärker zu beachten. Eine nur juristische Gleichstellung ohne materielle Grundlage ist wie ein Wolkenkratzer, bei dem man vergessen hat, die Tür zu bauen, durch die man hinaufgelangt.

Der wirkliche Grund dafür, daß der gleiche Lohn selbst bei gleicher Leistung so schwer zu erreichen ist, liegt daran, daß die Arbeitgeber ihn nicht zahlen wollen. Die geringere Bezahlung der Frauenarbeit datiert noch aus der Zeit der Minderbewertung der Frau und ihrer minderen gesellschaftlichen Stellung. Heute bilden natürlich die niedrigen Frauenlöhne einen feststehenden Teil der Kalkula-

tion, und die Arbeitgeber erklären, die Wirtschaftlichkeit ihrer Betriebe würde in Frage gestellt, der Export würde absinken usw., wenn die Frauen den gleichen Lohn erhalten. Wir wissen, daß die Wirtschaftlichkeit der Betriebe jedesmal bedroht war, wenn die Arbeitnehmer eine soziale Forderung durchsetzen wollten. Wir wissen aber auch, daß die Gewinnquoten der meisten Betriebe gegenüber der Vorkriegszeit enorm gestiegen sind und daß sich neben dieser Tatsache das Gezeter um die Unwirtschaftlichkeit wegen der zu hohen Frauenlöhne sonderbar ausnimmt.

Viele Schwierigkeiten um die Forderung nach gerechtem Lohn für Frauenarbeit könnten beseitigt werden, wenn sich die Bewertung der einzelnen Arbeitsphasen in den Betrieben unabhängig von dem die Arbeit leistenden Menschen mehr und mehr durchsetzen würde.

Neben der Zusammenfassung und Festlegung der Tarifpolitik aller Gewerkschaften ist der Umweg über die Arbeitsbewertung wohl mit der wichtigste, zu einer Lösung des Problems zu kommen. Aber — das müssen die Frauen sich immer wieder sagen — alle Bemühungen, ihnen einen gerechten Lohn zu sichern, sind nutzlos, wenn sie nicht selbst mit dafür kämpfen.

K. Bo.

160 FRAUEN FRAGTEN

„Gilt das Gesetz vom Hausarbeitstag eigentlich noch?“ fragten mich kürzlich die Kolleginnen einer Großwäscherei, in der ungefähr 160 Frauen und Mädchen arbeiten.

„Warum sollte das nicht mehr gelten?“ antwortete ich verwundert. „Ihr müßt nur Gebrauch davon machen.“

„Ja, ich bekomme ihn, bin verheiratet, mein Mann ist gefallen, habe drei Kinder und eine Mutter zu Hause, die über 70 Jahre alt ist. Aber meine Kollegin bekommt ihn nicht, sie ist ledig und wohnt mit ihrer 60jährigen leidenden Mutter zusammen.“

„Das ist eine Härte, und du solltest dich an den Betriebsrat wenden, der ihn für dich erwirkt.“

„Ja, wer hat denn alles Anspruch auf den freien Hausarbeitstag?“ fragte man nun von allen Seiten.

„Das ist schnell gesagt: Der freie Hausarbeitstag wird allen Frauen ohne Unterschied, ob sie verheiratet, verwitwet, geschieden oder ledig sind, gewährt, sofern sie einen eigenen Hausstand haben.“

„Wie ist das gemeint? Wann hat jemand einen eigenen Hausstand?“

„Hierüber sind die Vorschriften in den einzelnen Bundesländern leider nicht einheitlich. Im allgemeinen ist der »eigene Hausstand« gegeben, wenn eine Wohnung mit vollständiger Geräteausstattung und Kochgelegenheit vorhanden ist.“

„Unser Meister sagte uns aber, daß man Familienangehörige haben muß, die zu versorgen sind!“

„Gewiß, meist ist das die Voraussetzung, aber es muß nicht unbedingt der Fall sein. Wenn die berufstätige Frau über den Rahmen ihrer persönlichen Bedürfnisse hinaus für minderjährige Kinder unter 14 Jahren, für andere berufstätige Familienangehörige (Ehegatten oder Geschwister), für über 70 Jahre alte oder hilfsbedürftige Elternteile oder sonstige hilfsbedürftige Personen zu sorgen hat, so ist ihr der freie Tag unbedingt zu gewähren, selbst wenn sie keine eigene Wohnung hat und in möblierten Mieträumen wohnt.“

„Wie ist es denn, wenn eine Frau noch bei den Eltern ist, aber für alle Unkosten aufkommen muß und auch als Wohnungsinhaberin gilt?“

„In diesen Fällen wird ein eigener Hausstand angenommen, und die Frau erhält ebenfalls ihren freien Tag. Aber eine ledige Arbeitnehmerin, die in ihrem Dienstort ein möbliertes Zimmer gemietet hat, in bestimmten Zeitabständen jedoch zu dem elterlichen Haushalt zurückkehrt, hat keinen Anspruch auf den Hausarbeitstag.“

„Nun wissen wir wenigstens einigermaßen Bescheid, doch so ganz klar scheint uns das Gesetz nicht zu sein.“

„Da habt ihr schon recht, und es wäre auch an der Zeit, daß dieses Gesetz einheitlich für das ganze Bundesgebiet neu gefaßt würde mit präzisen Ausführungsbestimmungen dazu, denn in vielen Betrieben weiß man nicht, wer nun ein Recht auf den freien Hausarbeitstag hat und wer nicht. Es ist auch schon vorgekommen, daß die Arbeitgeber den Frauen vor der Einstellung eine Verzichtserklärung auf den Hausarbeitstag zur Unterschrift vorgelegt haben. Eine solche Handlungsweise ist jedoch rechtlich unzulässig und auch unwirksam. Auch in diesen Fällen können die Frauen oder Mädchen ihren Hausarbeitstag verlangen, wenn die anderen Gegebenheiten erfüllt sind.“ M. R.



Mit Freude macht Mabel bei der Basketball-Mannschaft mit, die von der I. L. G. W. U., der bekannten und größten amerikanischen Gewerkschaft der Bekleidungsarbeiterinnen ins Leben gerufen wurde.

MABEL AUS NEUYORK

Die breite Asphaltstraße scheint plötzlich zu eng zu werden. Flott heranbrausende Autos stoppen und winden sich mühsam durch die schmale freie Mittelgasse. Rechts und links an den Straßenseiten parken dicht hintereinander in endlos langer Reihe schwere hohe Lkws. Immer neue Stangen mit Mänteln und Kleidern werden aus den Häusern herausgetragen und verschwinden in den dicken Bäumen der Wagen.

So sieht es Tag für Tag aus im Zentrum der Kleiderfabrikation Neuyorks im Stadtteil Manhattan. Mabel ist das Bild vertraut. 13 Jahre schon gehört sie zu dem Heer der Arbeiterinnen, das jeden Morgen in dieses Viertel strömt. Ihr Betrieb ist wie all die anderen auf ein ganz bestimmtes Teilgebiet der Konfektion beschränkt. Fertig zugeschnittene kommen Rocklängen, Oberteile und Ärmel, immer in derselben Art und Größe, vom ersten Fabrikanten heran, werden hier nur zusammengenäht und gehen dann zum Verkauf an einen Händler weiter.

In der großen hellen Werkhalle sitzt Mabel neben dreißig Arbeiterinnen der verschiedensten Rassen und Nationalitäten an ihrer Maschine. Eine Naht nach der anderen besticht sie, stellt den Hebel um und näht den Saum. Die nächste Kollegin befestigt die Knöpfe, eine andere schlägt die Knopflöcher. Dann werden die fertigen Stücke sorgfältig geprüft, wandern auf lange Stangen und warten auf ihren Abtransport in die großen Autos.

Mabel arbeitet 38 Stunden in der Woche und bekommt 48 Dollar dafür, ebensoviel

wie eine Stenotypistin. Das bedeutet, daß sie 7 Minuten arbeiten muß, um ein Pfund Brot zu kaufen, 6 Minuten für ein Pfund Zucker, 10 Minuten für ein Pfund Reis, 23 Minuten für ein Pfund Kaffee, 34 Minuten für ein Dutzend Eier und 38 Minuten für ein Pfund Speck. Da Mabel allein steht, braucht sie für Miete, Strom und Wasser etwa 40 Dollar, hinzu kommen weitere 10 Dollar im Monat für andere feste Ausgaben wie Zeitung und Omnibus. Für ihre Mahlzeiten gibt sie nicht sonderlich viel aus, lieber geht sie einmal mehr ins Kino und gibt sich Mühe, immer gut und möglichst nach der Mode angezogen zu sein. 4 neue Kleider, 1 Mantel, Unterwäsche, 3 Paar Schuhe und 11 Paar Nylons kann sie sich in einem Jahr leisten. Und von ihren besonderen Wünschen hat sie sich nach und nach auch schon manchen erfüllen können. Seit einiger Zeit hat sie sogar ein Radio in ihrem Zimmer stehen; keins von den allerbesten natürlich, aber immerhin! Sein Preis entsprach ungefähr der Hälfte ihres Wochenlohns.

Wie die meisten ihrer Kolleginnen gehört Mabel ihrer Gewerkschaft an, die ihr außer der wirtschaftlichen und beruflichen Sicherheit und den sozialen Leistungen — freier Arzthilfe, Krankengeld, Hinterbliebenenfürsorge, Pension, bezahltem Urlaub, verbilligtem Aufenthalt in Erholungsheimen der Gewerkschaft — auch die Möglichkeit gibt, sich an kulturellen und sportlichen Veranstaltungen zu beteiligen. So kann sie z. B. Tanz-, Schauspiel- und Musikunterricht nehmen bei qualifizierten Lehrern, die von der Gewerkschaft bezahlt werden. Sie kann sich aus der Bibliothek kostenlos Bücher ausleihen und für Theater, Konzerte und Vorträge verbilligte Karten beziehen. Sie hat die Möglichkeit, zu Gesellschaften, Picknicks und Tanzveranstaltungen der Gewerkschaft zu gehen und dem Schwimm- und Eislaufklub beizutreten. Sie selbst faßte die Bedeutung der Gewerkschaft für ihr Leben in folgenden Sätzen zusammen: „Als ich zu arbeiten anging, wußte ich fast nichts von der Welt. Dann hörte ich, wie jedermann in meinem Betrieb über die Arbeit der Gewerkschaft sprach. Bis dahin hatte ich immer gedacht, daß ich die 3 Dollar Beitrag monatlich nur bezahle, um meine Stellung zu behalten. Doch bald merkte ich, daß sie mir Bildung, Freude, Erholung und berufliche Sicherheit bringen.“

Auch zum Fröhlichsein gibt die Gewerkschaft Gelegenheit. Fotos: Archiv



STROMTÄNZER



Der Wald ist einer der wichtigsten Rohstoff-erzeuger geworden. Holz findet eine sehr vielseitige Verwendung, und ungeheuer ist der Verbrauch der Holzweiterverarbeitenden Industrie. Den Hauptanteil macht heute das Zeitungspapier aus, das in aller Welt einen steigenden Verbrauch zeigt.

In Europa haben einzig die drei nordischen Länder Schweden, Finnland und Norwegen noch Überschüsse an Holz für die anderen Länder Europas. Der Transport der Stämme aus den riesigen Wäldern des Nordens kann aber rationell nur auf Floßwegen erfolgen. Daher treiben auf den großen Wildströmen, wenn sie eisfrei geworden sind, ganze Wälder zu Tal. Ihnen folgt in jedem Fluß ein Trupp ausgesuchter Flößer. Das ist die „RUMPA“ (= Ende) genannte Flößer-mannschaft. In viele Wochen langer abenteuerlicher Fahrt bringt sie auch den letzten hängegebliebenen Stamm wieder in Fahrt. Immer findet man diese Burschen an den gefährlichsten Punkten, an schäumenden Wasserfällen, tosenden Stromschnellen, an scharfen Windungen, wo sich riesige, schier unentwirrbare Barren von Stämmen stauen. Immer sind sie bereit, ihr Leben einzusetzen. Diese Gefahren und das Erleben in der wild-schönen Natur schweißen sie zu einer schönen Kameradschaft zusammen. Fotos: Verfasser

Wer von euch würde es wagen, auf einem einzelnen schwankenden Stamm über den tiefen, reißenden Strom zu fahren und dabei die Masse der Stämme in die gewünschte Richtung zu steuern? Geschicklichkeit und viel Mut gehören dazu, die mächtigen Baumriesen sicher zu Tal zu geleiten.

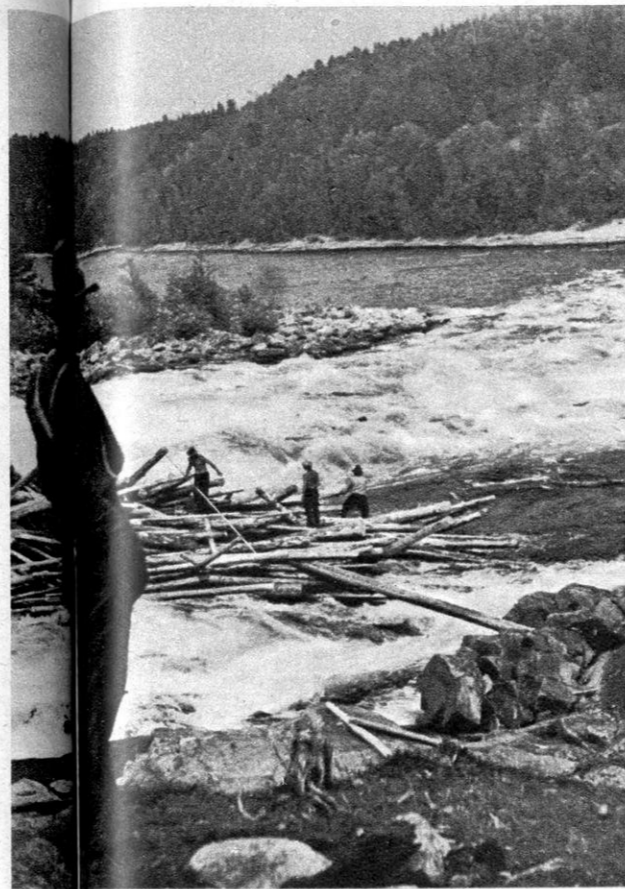
Der Transport der Stämme auf den großen Wildströmen geht nicht reibungslos vonstatten. Zu Tausenden stauen sich oft die Langhölzer in wildem Durcheinander auf den herausragenden Felsen und Klippen in den Stromschnellen. (Unten)

Hier haben sich die Stämme zu einem wilden Chaos übereinander-ge türmt. Erfahrene und geschickte Männer der „Rumpa“ (das ist die Flößer-mannschaft) versuchen die Stauung durch Herausreißen einiger Stämme zu beseitigen. (Rechts.)



Zuweilen haben sich die Stämme so fest und fest ineinander verflochten und verklammert, daß es kein anderes Mittel gibt als eine Sprengung mit Dynamit, um das Chaos auseinander und wieder in Fahrt zu bringen. (Oben.)

Eine Flößer-kolonie in einem See. Eine Reihe Boote, die miteinander verbunden sind und gerudert werden, schleppt eine ganze Insel gefangener Stämme über einen See, der keine Stromschnellen hat, bis zum Abfluß. (Rechts.)



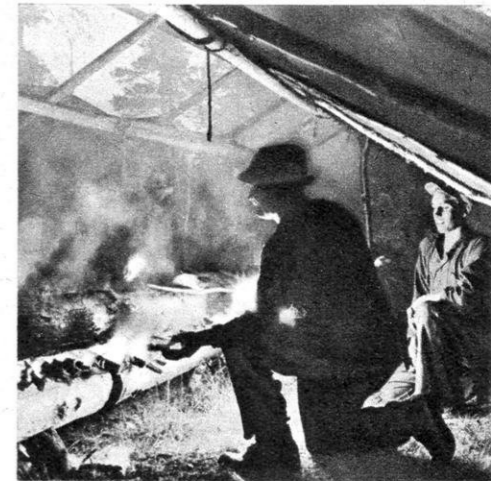
Der Leiter der Flößer-mannschaft ist der „För-mann“ (was nichts mit Fährmann zu tun hat, sondern Vormann heißt). Vom Ufer aus beobachtet er die Fahrt der Stämme, die gefährvolle Arbeit seiner Leute und gibt wichtige Hinweise. (Links.)

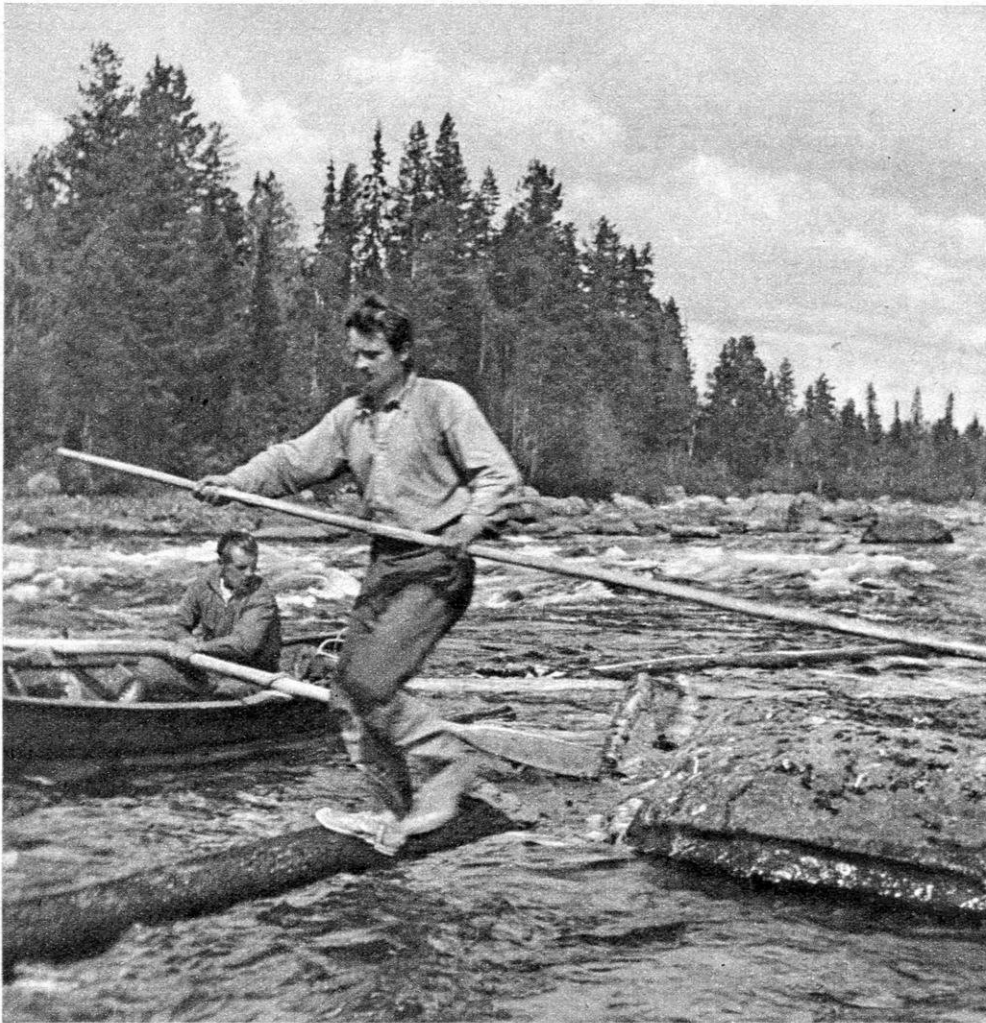
Der „För-mann“ der Flößer-kolonie und sein Sohn. Schon früh lernen die wild-markvertrauten Jungen mit Hakenstange, Axt und Ruder umzugehen. Es ist noch ein Beruf, der genug an wild-bewegten Abenteuern und Roman-tik zu bieten hat. (Rechts.)



Die Männer der Flößer-mannschaft sind während der Fahrt ganz auf sich selbst angewiesen. Deshalb ist der Koch der „Rumpa“ ein wichtiger Mann. Er muß dafür sorgen, daß trotz wenig Vorbereitung und Zeit die Mannschaft bei Kräften bleibt.

In den lichten Sommernächten wird die „Nying“, das Balkenfeuer, entzündet. Es vertreibt die Mücken und gibt Wärme gegen die Kühle vom Strom her. Nur kurze Stunden der Rast dürfen sich die Männer gönnen. Die Stämme warten nicht.





Sprung vom Fels auf einen einzelnen Stamm.

Foto: V. Pantenburg

„Rumpa“ räumt den Strom

In nordischen Wildströmen auf treibendem Holz

Fast ohne Übergang ist im hohen Norden der Sommer da. Unter verschwenderisch warmer Sonne sprießt und blüht alles fast wie in tropischem Rausch. Nun ist auch weit oben im gebirgigen Waldland, wo Seen und Flüsse unter dem Panzer aus Eis und meterhohem Schnee so lange erstarrt lagen, das Regiment des klirrend-kalten Winters dahin. Unter donnerndem Getöse stürzen die Wassermassen der Schneeschmelze talab; krachend birst die Eisdecke über den Gewässern und fährt zersplittert zu chaotischer Wirrnis von Eisschollen dem Meere zu. Viel zu klein sind die Betten für die reißenden Wildflüsse, die ganze Bäume samt Wurzelwerk und Erde aus den Ufern herausspülen. Jetzt beginnt die Zeit der „weißen Nächte“, ununterbrochenen Lichtflutens, und die Menschen, die sich vorher in ihren warmen Blockhäusern hielten, kommen hervor, blinzeln in die helle scharfe Sonne und vermaßen, nie habe sie so herrlich geschienen. Aus dem Schweigen der weiten weglosen Urwälder tauchen unversehens die sehnigen Gestalten der Holzfäller auf. Ihre Kluft ist abgerissen und rauchgebeizt von zahllosen offenen Feuern; ihre ganze Habe, es ist nur wenig, enthält der Rucksack. Die nervigen Fäuste, die im Winter die scharfe Axt mit dem griffigen Schaft geführt haben, umspannen nun die lange Flößerstange mit dem spitzen, blanken Stahlhaken. Jetzt sind sie „Stockjunkare“ geworden. So heißen die Flößer im Volksmund, und darin liegt bewundernde Achtung.

In der kurzen Zeit des Hochwassers müssen die Zehntausende und aber Zehntausende Stämme, die man im Winter geschlagen und an die Oberläufe der Flüsse, an die unzähligen Bäche und Seen herangefahren und auf der Eisdecke gestapelt hat, in Fahrt kommen. Müheles glitten die schweren Langholzschlitten hinter den zottigen Pferden über die Naturbahn aus Eis und Schnee; jetzt aber müssen die Schmelzwasser des gleichen Eises den weiteren Transport übernehmen. Es ist die einzige Möglichkeit, die unermesslichen Holzmassen aus den unwegsamen Waldmarken in die Werke an den Flußmündungen, hinunter an die See zu schaffen. Die Kraft und die Geschicklichkeit des einzelnen werden hier noch hoch bewertet; hier braucht man ganze Kerle. Ihre kräftigen Arme, ihre Erfahrung können nie durch Maschinen ersetzt werden. Das nasse Element ist eben unberechenbar und nimmt nicht immer gutwillig die Stämme mit zu Tal. Da gibt es scharfe Krümmungen, an denen sich die Hölzer stauen, Unterwasserfelsen, auf denen ungezählte Tausende von weißblank gewaschenen Stämmen zu gewaltigen Barrieren zusammengepackt sind. Da werden die Kolonnen der bärenstarken „flott karlar“ angesetzt. Es gibt viele derartige Flößertrupps in den nordischen Flußsystemen, die etliche tausend Kilometer Flußstrecken umfassen. Die von harter Arbeit, Wind und Wetter gestrafften Burschen sind hier und da an besonders schwierigen Punkten eingesetzt, immer bereit zu sofortigem Eingreifen. In

jedem Flußlauf aber gibt es nur eine Kolonne der besten und fixesten Flößer: „rumpa“ (eig. „Ende“). Die Rumpa folgt dem Stromlauf mit dem letzten Stamm und räumt jeden Winkel, in dem noch ein Stamm hängen-geblieben sein kann, aus. Viele Wochen treiben sie mit den federleichten Booten durch die Stromschnellen, rudern über die Seen, immer die langen Hakenstangen bei der Hand. Pfeilschnell schießen sie durch das wirbelnde Spiel der Wildwasser in den Engpässen. Hin und wieder tragen sie auf den Schultern Boote und Ausrüstung um die gischenden Forse (Wasserfälle) herum. Ihre Zelte stehen hier und da in der lichten Sommernacht an den Ufern, und der Fluß liefert ihnen zu köstlicher Mahlzeit das gelbrote Fleisch des Lachses, das sie geschickt am Spieß über knackendem Scheitfeuer zu schmoren verstehen.

Das sind noch Kerle, diese Stockjunkare. Gemeinsam erlebte tausendfältige Gefahr schweißt sie zu prachtvollen Kameradschaften zusammen. Da muß einer auf den anderen eingespielt sein, wenn sie, zu dreien oder mehr mitten in den gefährlich sich übereinanderschließenden Holzmassen einer Stauung stehend, den alles blockierenden Stamm mit aller Kraft herauszerren. Leicht kann es dann vorkommen, daß eine Barre von fünfzig oder ein paar hundert Stämmen plötzlich in Fahrt gerät und zu Tal geht. Jetzt gilt es um das nackte Leben zu springen. Da muß man froh sein, soeben noch trockenen Fußes das rettende Ufer zu gewinnen. Wer noch mehr Glück hat, kommt sogar aus der nassen Hölle eines Wasserfalles heraus, wie Vormann Holger Hellström von der Rumpa des mächtigen Angermanälv (Nordschweden). Der hatte, als letzter seines Trupps, wie das für ihn selbstverständlich war, nicht mehr rechtzeitig das Ufer erreichen können. Einsam auf einem einzelnen Stamm balancierend, fuhr er mitten auf den brüllenden Fors zu.

Die Kameraden standen derweil mit zusammengekniffenen Augen am Strand und starrten in die kochenden Wasserwirbel. Aus — dachten sie und machten schon ein Boot klar, um unterhalb des Falles wenigstens noch einige Überreste herauszufischen. Nach bangen Minuten schoß der Wirbel des Felsen-trichters das menschliche Etwas zusammen mit einem Bündel zerfledderter Langhölzer wieder heraus. Und — sieh doch einer an, Holger überstand diese Hölle. Mit Armen und Beinen ruderte er wild zwischen den Stämmen daher und schwamm an Land. Triefend wie ein nasser Pudel, aber mit einem hellen Lachen über dem sonnenbraunen Gesicht, zerrten die Gefährten ihn ans Ufer. Da stand nun ihr Langer und jappte ordentlich nach Luft. Dann meinte er doch in seiner trockenen Art: „Verdammt noch mal, das war teuflisch-schön, aber vorläufig habe ich keine Lust, diese Unterwasserfahrt nochmal zu versuchen.“

Vitalis Pantenburg

*Wer Reichtümer verliert, verliert viel;
wer einen Freund verliert, verliert mehr;
wer den Mut verliert, verliert alles.*

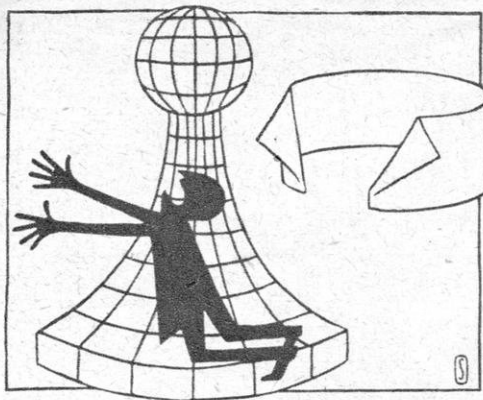
(Cervantes)

*Was wir wünschen und loben, ist nicht der
Mut, würdig zu sterben, sondern der Mut,
mannhaft zu leben.*

(Carlyle)

*Wer nicht jeden Tag sich selbst überwindet,
dem ist die Lehre des Lebens nicht ein-
gegangen.*

(Emerson)



KRAGEN

Herrliche Zeiten müssen das früher einmal gewesen sein.

Da konnte man noch keinem Menschen an den Kragen. Es kam noch nicht vor, daß einem vor Ärger der Kragen platzte. Man schätzte die Leute noch nicht nach Kragenweite ein. — Ja, müssen das Zeiten gewesen sein, als es noch keine Kragen gab!

Der erste Mensch, der einen Kragen trug, war, soweit ich weiß, ein Mensch, der aus einem unverständlichen Grund Gefallen daran fand, daß ihm etwas bis zum Hals stünde. So ließ er sich auf sein Hemd einen Besatz aufnähen. Das war der Anfang der Besatzung. Ob dieser erste Kragenträger einen zu langen Hals oder Halsschmerzen hatte, läßt sich nicht mehr feststellen.

Feststellen läßt sich lediglich die Entwicklung, besser gesagt, die Entfaltung des Kragens. Denn so ein Mülsteinkragen hatte wohl an die hundert Falten, wie ein Ziehharmonikabalg. Die armen Hausfrauen damals! Was ist dagegen schon das Aufbügeln eines Plisseerocks! Aber sie wurden es bald leid, und so verschwand er, der Mülsteinkragen der Männer. Spitzenkragen kamen, und dann der Schillerkragen, durch den Schiller so ungemein populär wurde. Immer weiter ging die Entwicklung. Vaternörder begannen zu wüten. Wie der Name schon sagt, waren es schreckliche Gebilde. Schlimm, wenn sie dann mal aus Pappe waren. (Nicht die Väter, die Kragen, meine ich!)

Deshalb ging man dazu über, sie zu stärken (die Kragen). Mit den Kragen, die auf das Hemd aufgesetzt wurden, damit sie leichter gewaschen werden könnten, kam ein gefährlicher Zankapfel aller Familien in die Welt: der Kragenknopf. Er pflegt meistens nicht da zu sein. Die Folgen sind dann unausdenkbar. Jeder, der einen Vater hat, weiß das.

Mit den Kragen solcher Art kamen Fliege und Schlips, auch Binder genannt. Er bindet einen freien Mann an eine halsstarrige Konvention und wird kunstvoll verschlungen und geknotet. Manche Männer, insbesondere Junggesellen, tragen Selbstbinder. Meistens hilft aber die Frau dabei.

Ein gesteifter Kragen und ein gutsitzender Schlips wirken wie eine Zwangsjacke.

Dann wird aus dem Mann ein Herr. Herr ist gleichbedeutend mit Sklave. Sklave der Mode, der Gesellschaft.

Darum knöpfen die Männer, wenn sie sich besonders wohl fühlen, recht gern den Kragen auf, ziehen den Schlips auf Halbmast und haben wieder einen großen Hals. Aber das tun sie meist nur, wenn sie unter sich sind und wenn ihnen deswegen keine Konvention an den Kragen kann.

Man sieht, sie haben sich im Grunde noch nicht verändert seit den Tagen ohne Kragen, ganz und gar nicht. Sie sind noch immer die Alten. Aber ein Druck des Kragenknopfes auf ihren Hals genügt. Dann sind sie es nicht mehr, die Armen.

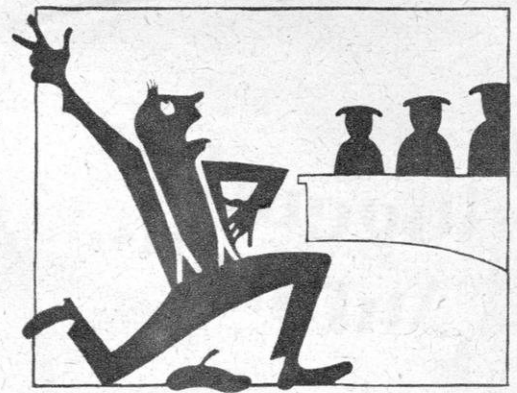
mücke

HOSENTRÄGER

Duvice war wegen schwerer Mißhandlungen an einem Lieferanten angeklagt, den man halb erwürgt auf dem Felde gefunden hatte. Vor den Richtern lag ein Paar Hosenträger gut sichtbar als Beweisstück ausgebreitet. Die Anklage behauptete nun, daß es Duvice gehöre und daß nur er es benutzt haben könne, um zu versuchen, seinen Gläubiger damit zu erwürgen. Dieser Teil des Prozesses übertraf an Bedeutung alle anderen Anklagepunkte.

Daher ließ es sich Rechtsanwältin Fräulein Verbeux, die Verteidigerin des Angeklagten, nicht nehmen, ausdrücklich festzustellen, daß die fraglichen Hosenträger nicht ihrem Klienten gehörten.

„Meine Herren“, sagte sie. „Sehen Sie sich doch die Hosenträger an. Sie unterscheiden sich in nichts von den Millionen Hosenträgern der gleichen Art, die alle Tage in den Konfektionsgeschäften verkauft werden. Mit welcher Berechtigung könnte man feststellen, daß sie dem Angeklagten gehören? Sie tragen alle ähnliche Hosenträger, und wenn ich die Herren Geschworenen zu bitten wagte, den Oberteil ihrer Weste aufzuknöpfen, bin ich felsenfest davon überzeugt, daß wir mehr als ein Paar Hosenträger, das diesem hier ähnlich ist, sehen würden. Hüten Sie sich, meine Herren, leichtfertig eine Verurteilung auszusprechen! Bedenken Sie, daß ein Wort von Ihnen einen grundehrlichen Mann und seine ehrenwerte Familie ins Unglück stürzen kann. Da Sie alle rechtschaffene Leute sind, werden Sie die Gewissensbisse schwer belasten.“



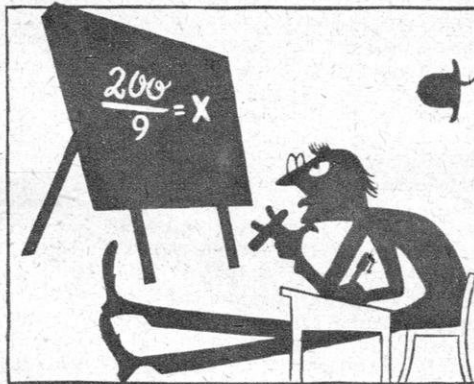
Eine Bewegung entstand im Gerichtssaal. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten nach längerer Beratung frei. Ein Beifallsgemurmel antwortete auf die Verlesung des Spruches der Geschworenen.

Duvice hatte sich wieder hingesetzt und machte keine Miene, wegzugehen, obgleich der Vorsitzende ihm gesagt hatte, daß er nunmehr frei sei. „Sie können gehen“, sagte Fräulein Verbeux mit Nachdruck.

Duvice stand umständlich auf, als sei er behindert.

„Was haben Sie denn?“ fragte der Präsident. Endlich faßte sich Duvice ein Herz: „Verzeihen Sie, Herr Präsident, könnte ich jetzt nicht, wo alles erledigt ist, meine Hosenträger wiederhaben?“

Aus dem Französischen, übersetzt von Carl-Hanns Edler



DIE RECHENAUFGABE

Ich mußte eine Rechnung nachprüfen und sah mich nach Jahren plötzlich einer unlösbaren Aufgabe gegenüber. 200 Mark, so hieß es da, seien neun Zehntel einer Summe. Aber wie groß war die Summe? Nachdem ich einen ganzen Bleistift aufgebraucht hatte, sah ich ein, daß es Dinge gibt, die uns nicht liegen. Für einen Quartaner mag dies eine leichte Aufgabe sein, für einen ausgewachsenen Mann aber eine Angelegenheit von zwei Stunden, und die wollte ich sparen. Also rief ich meinen Freund Paul an. Der ist Häusermakler und rechnet den ganzen Tag, für sich und andere.

„Aber ja“, sagte er, „das ist nicht schwer, 200 sind neun Zehntel. Dann sind 220 zehn Zehntel. Nein, aber ein Zehntel ist 200 durch 9 mal 2... So geht es nicht. Das ist je ein Neuntel, und wenn man das hinzuzählt... Ein Zehntel, mal 9 gleich 200 durch 9 mal 10. Schreib doch mal auf, ich habe keinen Bleistift.“

Da habe ich angehängt und Herrn Zielenzig angeklingelt, denn der ist Bankbeamter und muß den ganzen Tag rechnen, für sich und andere.

„Aber ja“, sagte er, „das werden wir gleich haben. 200 ist neun Zehntel. Also passen Sie

auf: 200 durch 9 gleich x. Zehn Zehntel gleich x. Neun Zehntel gleich 200. x Zehntel gleich ein Zehntel. Das einsetzen, aber wo? Aha! 200 durch 10, das ist die Gleichung. x plus x minus x gleich x mal ein Neuntel durch 2... Haben Sie verstanden?“

Verstanden hatte ich nur, daß die Sache ziemlich schwierig zu sein schien. Wie gesagt, ich habe einen Neffen, der sitzt in Quarta, und an den wandte ich mich, als die Geschichte ganz verfahren war. „Kleinigkeit“, sagte er, „haben wir gerade gehabt. 200 ist neun Zehntel. Also 200 : 9 gleich 2 periodisch.“

„Periodisch?“

„Na ja“, das ist 2,222 unendlich. Die Summe ist 222,22222 unendlich Mark.“

Keiner hatte es glauben wollen.

(Aus „Das poetische Holzheim“ von Curt Seibert, Paul-Steegemann-Verlag, Berlin).

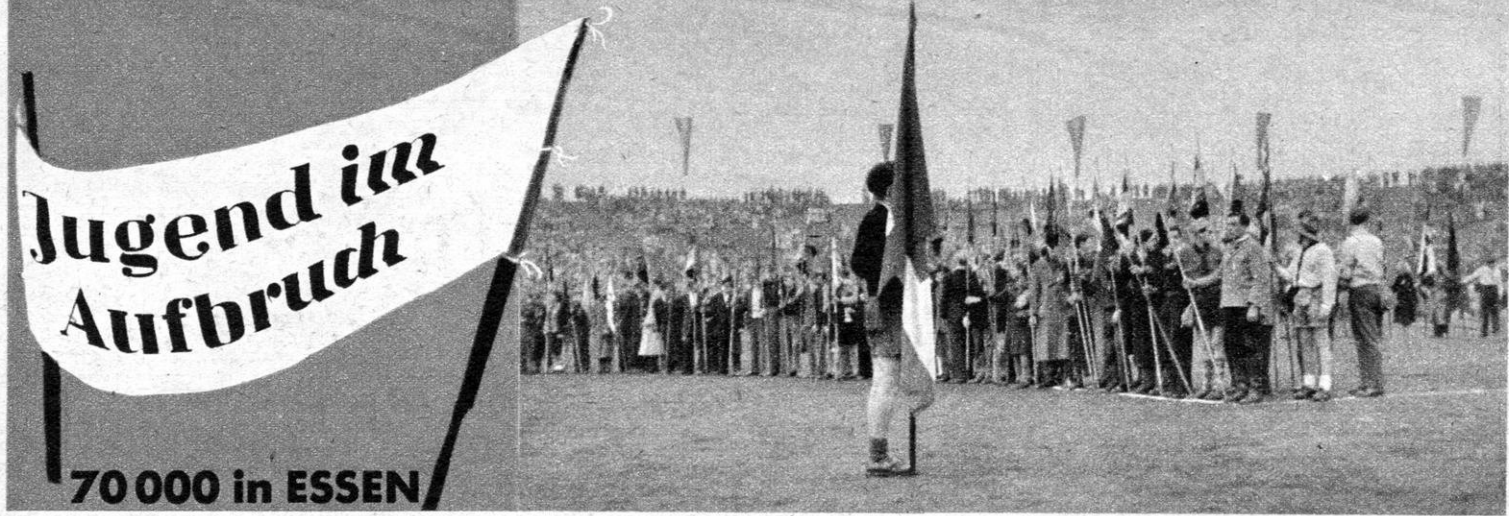
Zwei Anekdoten

Der Abbé de Voisenon war eines Abends zum Prinzen Conti befohlen, verspätete sich aber um volle drei Stunden und mußte nun erleben, daß ihm der Prinz bei seinem Eintritt ostentativ den Rücken wandte. Der schlaue Abbé aber ließ sich nicht blüffen, sondern sagte: „Meine Dankbarkeit für Hoheits Güte ist grenzenlos! Man sagte mir nämlich im Vorzimmer, Hoheit wären sehr böse auf mich! Zu meiner Freude sehe ich aber das gerade Gegenteil...“

„Wieso?“ fragte der Prinz ärgerlich.

„Hoheit würde doch einem Feind niemals den Rücken kehren!“

Liszt war einmal sehr belustigt, als er in Wien bei einer Fürstin gespielt hatte und man allgemein aufbrach. Der Türöffner rief die einzelnen Wagen der Reihe nach vor das Portal: „Die Equipage für seine Exzellenz, Herrn Grafen X. Den Wagen für Ihre Durchlaucht, die Fürstin Y.“ Dann, als Liszt heraustrat: „Einen Wagen für den Klavierspieler!“



Also sprach der Vater zu seinem Sohne: „Ich kann dir auch den Hintern versohlen, dafür brauchst du nicht nach Essen zu fahren.“ Der Vater hatte einmal ausnahmsweise nicht recht.

Gut gesonnen

Der Sohn kam begeistert und ungeprügelt aus Essen zurück. Aber fangen wir zunächst mit den Vorbereitungen des „Delegiertentages der Jugend an Rhein und Ruhr“ an. „Denn zu fragen ist nach den stillen Dingen“, sagte schon Christian Morgenstern im Vor-spruch des dreifarbig gedruckten Prospektchens, das den 70000 Delegierten des Essener Jugendtages ausgehändigt wurde. WACHT-Graphiker Jupp Palm hatte auch das Plakat entworfen, das, gemessen an der Wichtigkeit des Ereignisses, eindrucksvoll und ungewöhnlich ausfiel. Auf Collie-Zigaretten-Plakatgröße tragen Jugendliche auf grünem Grund weiße Transparente. Darauf steht: JUGEND IM AUFBRUCH. Besonders kurzsichtige Leute glaubten als staatsgefährliche Parole „Jugend in Aufruhr“ gelesen zu haben. Deshalb auch die Sorge des schon erwähnten Vaters, der kürzlich in der Zeitung von Bochumer FDJ-Prügeleien gelesen hatte. Nordrhein-Westfalens Polizei war aber den Plakaten und demokratischen Jugendverbänden gut gesonnen. Sie wußte, daß Chef Karl Arnold sein Erscheinen auf dem Jugendtag zugesagt hatte. Eifrige Stalinjünger verklebten zwar nächtlicherweise Plakatsäulen mit weißen Streifen. Das hinderte aber keinen der 70 000, am 15. Oktober nach Essen zu kommen.

Niemand durfte schlafen

Um diese Massen in Bewegung zu setzen, wurde in Düsseldorf das Organisationsbüro improvisiert. Dreimal drei im Quadrat. Es stand im umgekehrten Verhältnis zur geleisteten Arbeit. Einige tausend hektographierte Saugposteinladungen, Abrechnungsformulare und dicke Rechnungen wurden verschickt, entgegengenommen und verbucht. Ermüdete Mitarbeiter, die spät in der Nacht den Kopf auf den einzig vorhandenen Schreibtisch fallen ließen, wurden mit Helmut Schorrs Frozoklonestift, dem 4711 in Stangen, wiederbelebt.

Auch die Bundesbahn durfte nicht schlafen. Das neue amtliche Kursbuch wurde um drei fotokopierte Sonderfahrpläne, JU I—III, erweitert. Die waren für betroffene Bahnhöfe bestimmt, durch die 60 kostenlose Jugendsonderzüge brausen sollten. Die Bundesbahn wollte es denen bequem machen, die laut Plakat „Auf dem Wege zu Volk und Staat“ sind. „Sämtliche Sonderzüge sind zu heizen und ausreichend zu beleuchten. Vor der Hinfahrt ist zu prüfen, ob die Wagen auch genügend Gasfüllung haben“, heißt es in der bahnamtlichen Anweisung.

In Essen rollten unterdessen die Lastwagen und luden 10 000 kg Kakao ab. Alle Halb-

wüchsigen der Stadt waren auf den Beinen und suchten in Essen und Umgebung nach geeigneten Kochgefäßen. Eine Woche lang konnten die Essener Mütter keine Birnen mehr einkochen. Doch da rationalisierten Großküchen hektoliterweise das Kochen. Landesjugendpfleger Maid, der sich im Reisebüro der Gruga niederließ, hatte nicht nur Kakaokochsorgen. Grugagelände und Stadion machten ihm mehr Kopfschmerzen. Denn darin sollte sich am 15. die Masse der 70 000 tummeln. Er mußte an alles denken. Ein Regiefehler hätte Katastrophen verursacht.

Muster-Schulbeispiele

Doch der eigentliche Jugendtag wurde mit dem Samstagabend eingeleitet, an dem sich die Jugenddelegierten zwischen speienden Fontänen im Gruga-Café bei Jugendorchester-musik einfanden. „Teilnahme nur auf besondere Einladung.“ Zu den Geladenen gehörte auch Arnold. Er saß am Tisch seiner Minister-Kollegen Weber und Teusch. Die letztere meldete sich als erste zu Wort, nachdem Schorr über „Jugend und staatsbürgerliche Bildung“ kurzreferiert hatte. Sie war nicht ganz damit einverstanden. Schorr bemängelte unzureichende Schulgebäude, fehlende Unterrichtsmittel und die Unzulänglichkeit mancher Lehrer-Beamte. Er forderte die Verbreitung staatsbürgerlicher Bildungsarbeit. Christine Teusch koppelte ihre ministerielle Autorität mit Lehrerinnenerfahrung. Sie machte es scharmant, wenn sie auch die Versammlung mit nackten Zahlen erschlug und auf die Düsseldorf-Ausstellung „Das neue Schulhaus“ hinwies. Damit gaben sich aber weitere Diskussionsredner nicht zufrieden. Sie setzten sich über Teuschs Muster-Schulbeispiel hinweg, nannten ebenfalls Zahlen, die genau so nackt waren wie die ministeriellen.

Klaus Koch, Herbergsvater in Altenberg und Vertreter der Katholischen Jugend im Landesjugendring, stellte seine Forderungen im Referat „Jugend und Jugendhilfe“: „Diese Jugendhilfe muß so sein, daß man immer nur der Jugend hilft, die sich selber helfen will, die durch Eigeninitiative in der Meisterung ihres Lebens und in Sorge um den notleidenden Bruder sich das Recht auf Hilfe der Allgemeinheit verdient hat.“

Die Presse schnitt beim letzten Referat „Jugend und Presse“ schlecht ab. Ein Sportjugendsprecher diskutierte sehr taktisch. Er erzählte Beispiele. Daran hing er seine weiteren Argumente gegen die Revolverblätter auf. (Aber bitte, wir haben doch auch noch Jugendzeitschriften!) Josef Rommerskirchen sagte, wenn die Presse behaupte, man sähe und höre zu wenig von den Jugendverbänden, dann solle sie einmal in die Gruppen-abende kommen. Nicht auf den öffentlichen Plätzen, sondern innerhalb der Gruppen würde stille und zähe Arbeit geleistet, „und der Eintritt dazu ist frei“.

Abschließend richtete Arnold den Gruß der Regierung an die Jugend, dankte für die Kritik, die unverblümt vorgetragen wurde, mit gleichzeitigem Versprechen, noch stärker als bisher mit der Jugend ... Jugend wartet und hofft darauf.

Das letzte Wort ließ er Josef Rommerskirchen, der den Regierenden zurief: „Seid uns Vorbild!“ Ob er die Bonner Korruptions-affäre damit meinte? Es wäre aktuell gewesen.

Nicht auf ihre Kosten

Dann kam der Sonntag mit dem anfänglichen Nieselregen. Es entwickelte sich aber nichts daraus. Mit Europas Miniaturfahne am Rock-aufschlag füllte die Jugend das Stadion bis auf den letzten Platz. Banner, Fahnen, Wimpel und Transparente wurden getragen. Die Wochenschau kurbelte. Fotoreporter flitzten. Ministerpräsident Arnold erschien mit Arnold junior, unauffällig von einem Polizisten beschattet. Der Rundfunk übertrug Rommerskirchen und Arnolds Reden. „Die totale Wandlung des Menschen ist notwendig“, sagte Rokki. Menschen können nur Frieden schaffen, wenn in ihnen selber Frieden und Ordnung ist. Gegen den Gruppenegoismus: „Treibhauspflanzen vertragen die rauhe Witterung nicht!“ Essen war aber der Beweis, daß alle Jugendverbände nebeneinander in Einigkeit und Freiheit existieren können.

„Wir wünschen keine Uniformierung“, rief Arnold, „sie ist nur der Anfang der Vermassung!“ Alles klatschte. Nur die Pfadfinder sahen etwas betroffen aus dem Hemd. „Die Politik kann nicht länger an dem Willen der europäischen Jugend vorbeigehen“, meinte Arnold in Bezug auf die Jugendtagung, die unnationalistisch unter Europas Flagge stand. Abschließend sang alles: „Wann wir schreiten Seit' an Seit' ...“ Das Stadion leerte sich. Zurück blieben einige tausend Zeitungen und Illustrierte, die verteilt worden waren, von den Jugendlichen aber als Sitzunterlage benutzt wurden. Der Boden war naß, wegen des Nieselregens.

Am Nachmittag: Volkstanzfest, Singen und Musizieren, Puppenspiele, das Fußballspiel holländische Jugendmannschaft gegen Stadtjugendmannschaft Essen, und zu allerletzt das große Laienspiel „Die Bürger von Calais“ in der Dahliarena.

Ab 17.30 Uhr Abfahrt der Sonderzüge und Sonderomnibusse. Wenn jeder Teilnehmer weiß, warum er in Essen war, sind die ausgeworfenen Geldmittel nicht verloren. Alle sind auf ihre Kosten gekommen. Der Staat empfang das Treuebekenntnis der Jugend. Die Jugend die Verprechungen des Staates. Nur die FDJ ging leer aus. Sie kam nicht auf ihre Kosten.

elf

AUS UNSEREN GRUPPEN

Fünf Bände in Leder

„Auf Fahrt! Ein Wort, das jeden Jungen begeistert“, schreibt *Kollege Even aus Paderborn* über den Bericht seiner Erstbesteigung der Zugspitze, Deutschlands höchsten Berg. „Im Lager“ betiteln andere Jungkollegen ihren Aufsatz mit gleicher Begeisterung. Nach diesen Berichten zu urteilen, muß in diesem Sommer draußen allerhand los gewesen sein. Trotz Schlechtwetterperioden. Schimpft nicht allzusehr auf die „Aufwärts“-Redaktion, wenn wir diese Berichte nicht alle veröffentlichen. Wir müßten sonst die „Lager- und Fahrtenberichte der Gewerkschaftsjugend 1950 — Gesammelte Werke“ (mindestens fünf Bände in Leder) herausgeben. So schön und interessant sie auch alle sind, es stünde doch in jedem nur das, was ihr alle erlebt habt: schöne Wochen im Zeltlager, erlebnisreiche Fahrtentage, Freude und Frohsinn, Spiel und Sport. Und: wie die Gruppengemeinschaft gewachsen ist in solchen Lagern. Wer das alles aber nicht erlebt hat, hat viel versäumt und muß es im nächsten Jahr unbedingt nachholen. Schickt uns dann auch wieder eure Berichte, denn sie geben insgesamt doch ein gutes Bild von dem Leben in unseren Gruppen.

Stand ein Mann in der Landschaft

Da sind z. B. die *Pirmasenser*, die mit dem Fahrrad in den Schwarzwald starteten. Sie hatten also eine ganz nette Strecke vor sich. Aber ausgerechnet dort müssen zwei Kollegen mitfahren, die „überhaupt noch nicht auf einem Fahrrad gesessen haben. Zuerst wollte ich sie nach Hause schicken“, schreibt *Kollege Karl Dettweiler*, der Leiter des Haufens, „aber ich habe sie schließlich doch mitgenommen. Beim Aufsteigen mußten wir den beiden jedesmal die Räder halten, bis sie im Sattel saßen, und dann mußten wir sie anschieben. Wenn sie absteigen wollten, ließen sie sich einfach mit Fahrrad und Gepäck hinfallen. Ihr könnt euch vorstellen, daß ich mit den beiden während der ganzen Fahrt meine helle Freude hatte. Vor Karlsruhe stand ein Mann auf dem Fahrradweg und fotografierte die Landschaft. Mit fünf Leuten sind wir an ihm vorbeigekommen; der sechste, einer unserer Fahrradkünstler, ist ihm mit Vollgas zwischen die Beine gefahren.“ Eine Handkarre und ein Heuwagen wurden noch in Mitleidenschaft gezogen, aber trotzdem hat Karl Dettweiler seine Leute gut nach Titisee gebracht.

Ordinäres Volk wie wir

Achtung, Achtung! für alle Kollegen und Kolleginnen, die jemals nach Titisee kommen. Sonst geht es euch wie den Pirmasensern, anderen Gruppen und mir selbst. Wagt ja nicht, in der Nähe der feudalen Hotels und Pensionen zu zelten oder etwa am Seeufer. Ordinäres Volk wie wir gehört auf einen abgetrennten Zeltplatz in gebührender Entfernung vom Ort. Dort dürft ihr euch gegen Zahlung von 50 Pfennig je Tag und Zelt unter Aufsicht niederlassen. Die Pirmasenser mußten erst 2 DM Strafe zahlen für „verbotenes Zelten“. Und 20 DM (!) für die Benutzung des Zeltplatzes. Unter uns: Man wählt Titisee möglichst nicht als Lagerplatz. Das ist ein Badeort für Leute mit „schwer Geld“, und es gibt schönere Plätze im Schwarzwald. Die Kollegen aus Baden beraten euch sicher gern.



Stickstoffgewohnte Kollegen der Aktiengesellschaft aus Knapsack in frischer Luft.

Schwarzbeeren mit Zucker

Da hatten es die *Kollegen des Bezirks Ober- und Mittelfranken* besser getroffen. Denn ihr Lager stand mitten in den Felsen der Fränkischen Schweiz und muß besonders romantisch gewesen sein. Übrigens: Euer Berichterstatte ist sicher ein arger Materialist. Er lobt vor allem das gute Essen und „die Schwarzbeeren mit Zucker, die von den Jugendlichen in freiwilliger Gemeinschaft selbst gepflückt wurden“. (Mit Zucker? Die Red.)

Na, dann prost

Auch bei den *Kollegen der Aktiengesellschaft für Stickstoff Knapsack bei Köln* und ihren Gästen, 19 Lehrlingen der Firma *Kölner Lackfabrik Herbig-Haarhaus AG.*, scheint das Essen und Trinken eine besondere Rolle gespielt zu haben, denn ihr Chronist singt ein großes Loblied auf den Koch und den Betriebsrat. Letzter brachte nämlich bei seinem Besuch 200 Flaschen Bier mit. Na, dann prost! Weniger gut schneidet St. Petrus in dem Bericht ab. Der ist sicher nicht organisiert, denn er ließ es dauernd regnen, und so hatten unsere Kollegen nicht nur das Wasser der größten Eifeltalsperre, Schwammenauel, für sich, sondern auch den „Segen von oben“. Ob man den Petrus nicht doch organisieren soll? (IG Sonne und Regen.) Mit gemischten Gefühlen liest man vom Fußballspiel gegen Heimbach, einem Nachbardorf: „Es war ein sehr harter Kampf, ein richtiges Hau-Ruck-Spiel der Heimbacher, jedoch ging die Lagermannschaft mit 2:4 als Sieger vom Platz. Obwohl alle verletzt wurden, war die Freude groß!“ (Der Schiedsrichter soll nach glaubwürdigen Informationen tot sein. Die Redaktion.)

Nur eine Panne

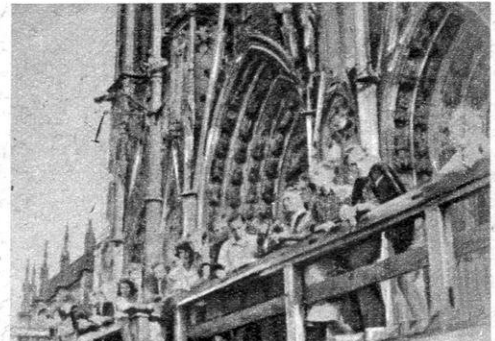
Die *Gewerkschaftsjugend von Hannoversch-Münden* verband ihr Lager im Harz mit einer Niedersachsensfahrt. 14 Tage war sie unterwegs. „Die 560 Kilometer umfassende Tour führte über Polle, Rinteln, Steinhude, Goslar, Clausthal-Zellerfeld und über Seeburg zurück“, schreibt *Kollege Wolfgang Wozniak*. „Mit nur einer Panne wurde die Route gefahren.“ Das nennt man Glück. Königswinter, Bonn und Köln sind Namen, die in den Berichten öfter wiederkehren. Wer diese Ortschaften kennt, weiß, warum sie so gern als Ziel gewählt werden. In Königswinter hat man das, was man sich unter Rhein vorstellt: Berge und Burgen, Reben und Wein, weiße Dampfer und froh singende Menschen. Bonn ist als neue Bundeshauptstadt interessant, obwohl man als gewöhnlicher Sterblicher die Regierungsgebäude nur von außen zu sehen bekommt. Und in Köln muß man den Dom und das „Müllemer Böttchen“ sehen, die alten Kirchen und die neuen Trümmerfelder, den Ring und die

Hohe Straße. Die *Kollegen der Deutschen Tafelglas AG. in Witten/Ruhr* schreiben begeistert von ihrer Omnibustour zu diesen Stätten. *Solinger und Remscheider Gruppen* machten die Fahrt von München-Gladbach aus, wo sie eine Woche mit holländischen Kollegen in der Jugendherberge Hardt zusammen waren.

Sich International zu begegnen

Auch bei anderen Gruppen ging es, in diesem Sommer sehr international zu. Kollegen von „*Öffentliche Dienste*“ in Oberhausen und vom *Kreisausschuß Recklinghausen* führen nach Holland, um sich in einem deutsch-englisch-holländischen Kauderwelsch international zu begegnen. Mit Begeisterung schreiben sie von dem schönen sauberen Holland und der guten Aufnahme, die sie dort fanden. Die Tage verflogen nur zu schnell. „Am Bahnhof Arnheim verabschiedeten wir uns noch von den uns begleitenden holländischen Kollegen mit dem Lied: »Zum Abschied reich ich dir die Hände.«“ Alle hoffen auf ein baldiges Wiedersehen. (Wir auch! Die Red.) hst

Sie waren in Köln aber nicht beim „Aufwärts“.



Die „Kobra“ war schneller

In tausenden Zeitungsartikeln hatte man prophezeit, geunzt und Meinungen geäußert, in allen Sprachen der Welt war darüber diskutiert worden, ob Joe Louis, der „Braune Bomber von Detroit“, wie ihn seine Anhänger nannten, das ungeschriebene Gesetz, das über den Exmeistern der Schwergewichtsklasse steht, würde brechen können: „They never come back.“

Nun ist die Spannung vorüber, Joe hat seinen letzten Kampf verloren; auch dem in 25 Titelfkämpfen ungeschlagenen Weltmeister aller Klassen ist die Rückkehr in den Ring nicht gelungen.

Im Neuyorker Yankee-Stadion, das über 67 000 Menschen aufnehmen kann, waren 58 Fernsehstationen mit ihren Aufnahmegegeräten erschienen. Zusammen mit den Radiostationen mußten sie 140 000 Dollar für den 45-Minuten-Kampf bezahlen, aber wenn man bedenkt, daß nach sehr vorsichtigen Schätzungen allein neun Millionen Menschen den Kampf an ihren Fernsehempfängern verfolgten, dann kann man den Preis verstehen und auch die Tatsache, daß noch nie so wenig Zuschauer zu einem Kampf des „Braunen Bombers“ in einem Freiluftstadion erschienen waren. Rund 350 000 Dollar brachten die Eintrittskarten und die Fernsehgebühren zusammen ein. Das bedeuten für Joe Louis, der 36 v. H. der Einnahmen bekommt, immerhin über 100 000 Dollar, während für Ezzard runde 57 000 Dollar abfallen. Joe wird also seine Schulden beim Finanzamt — nach boshaften Äußerungen mancher prominenter Amerikaner der Hauptgrund für seinen „Come-back“-Versuch — bezahlen können. Wer mag entscheiden, was für Joe Louis das Bessere ist, Ruhe vor dem Finanzamt oder das Gefühl, als „ungeschlagener Weltmeister“ abgetreten zu sein. Nun hat er jedenfalls Ruhe vor den Steuerbeamten.

Kurz nach zehn Uhr am Abend des Kampftages traten die beiden Gegner dichtverhüllt ins Scheinwerferlicht. Der Wettergott hatte ein Einsehen gehabt und an Stelle des regnerischen Wetters der vergangenen Tage einen milden Herbstabend geschickt. Joe, der Herausforderer, brachte 35 Pfund, acht Jahre

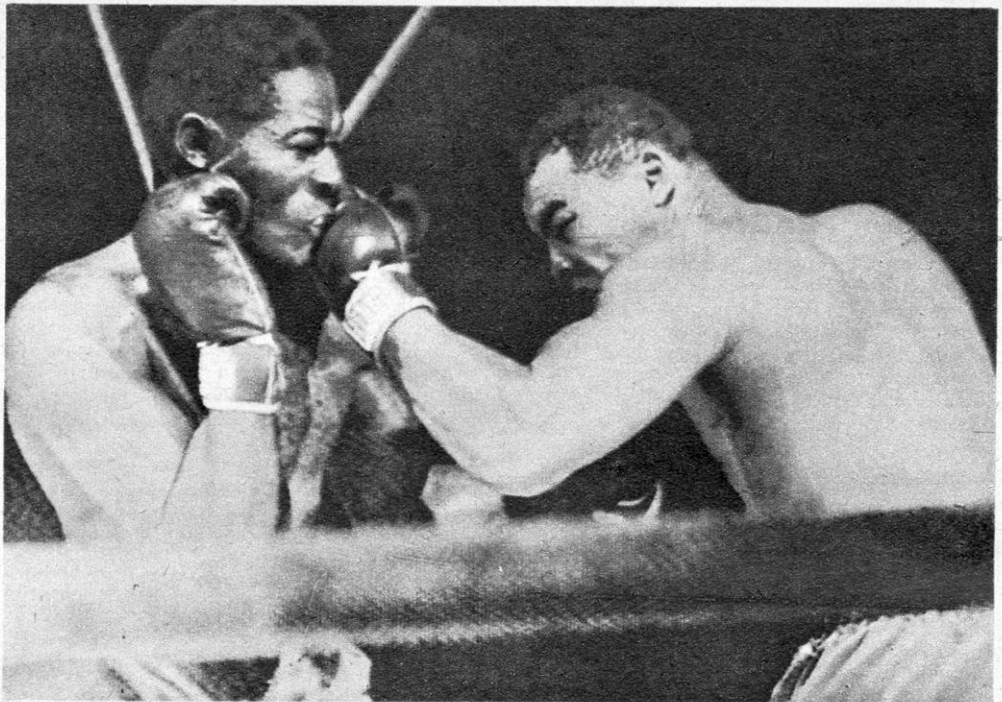


Foto: dpa

und seine ungeheuern Erfahrungen mehr mit zwischen die Seile. Ezzard, die „Kobra von Cincinnati“, nur größere Jugend und größere Reichweite. Dann begann der Kampf. Nach dem Gong zur ersten Runde war es in dem riesigen Stadion so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Der Exmeister und sein Schüler tasteten einander ab. Von Runde zu Runde holte sich Ezzard mehr Punkte, es war ein fairer Kampf ohne Höhepunkte. Keiner der Gegner hatte dem anderen genug voraus, um ihn in das „Land der Träume“ schicken zu können. Zuerst warteten die 22 000 auf die gefürchtete Rechte des Bombers, aber sie warteten vergebens. Joe war in erstaunlich guter Form, aber er war nicht mehr gut genug. Auch der „Braune Bomber“, von dem Gene Tunney vor dem Kampf gesagt hatte: „Wenn Jack Dempsey nicht der größte Boxer aller Zeiten war, dann ist es Joe Louis“, stand im Banne des „never come back“. Die „Kobra“ schien schwächtiger, aber sie war schneller und ausdauernder. Nur einmal, in der 10. Runde, blitzte Joes alte Form auf, und die Betreuer in seiner Ecke glaubten an eine Ko-Ent-

scheidung. Aber die Boxer kamen — beide leicht angeschlagen — über die Runden, ohne daß auch nur einer den Boden berührt hatte, obwohl beide — von ihren Reklamechefs angetrieben — vorher erklärt hatten, sie würden in der ersten Runde den Gegner für die Zeit auf die Bretter schicken.

Wenige Minuten danach kam es über den Lautsprecher: „Ezzard Charles wurde einstimmig zum überlegenen Punktsieger erklärt.“ Müde winkte Joe Louis den Reportern ab, die ihm ein Mikrofon vor den Mund hielten, und deutete auf Ezzard, dann stieg er aus dem Ring. Ein großer Boxer hatte seinen letzten Kampf gekämpft. Als er hinausging, schien der Jubel der Menge für einen Moment leiser zu werden, denn mit Joe Louis ging nicht irgend jemand, sondern ein Mann, der zum Box-Idol einer ganzen Generation junger Menschen geworden war. Vielleicht wird mancher der Jungen, die bei diesem Kampf zusahen, noch in die Schule dieses Mannes gehen, der mehr Erfahrungen im Ring sammeln konnte als die meisten Boxer vor ihm.

BUNTE SPORTPLATTE

Was bei einem Meisterschaftsspiel zwischen den beiden holländischen Vereinen Zwolle und Velocitas geschah, klingt wie ein Märchen. Der Kampf stand 2:2, als der Mittelstürmer von Zwolle durchbrach und zum Schuß ansetzte. Den Anhängern von Velocitas blieben die Herzen stehen, denn ihr Tor war leer und der Schütze fünf Meter davon entfernt. Sie nahmen im Geiste bereits Abschied von Sieg und Punkten. Doch der Mittelstürmer von Zwolle bremste mitten im Schuß ab. Er hatte den Ball vorher mit der Hand berührt, was dem Unparteiischen entgangen war. Das gestand er jetzt dem Pfeifenmann, und damit war der Sieg von Zwolle versenkt, denn die Partie blieb bis zum Ende 2:2.

Man wird fragen, wie die Zuschauer auf die Geste ihres Angriffsführers reagierten. Das war ein neues, noch größeres Wunder. Sie feierten ihren Mittelstürmer stürmisch, als er das Spielfeld verließ.

Es wird viele Leute geben, die die Haltung des Mittelstürmers weder begreifen

noch gutheißen. Sicher finden sich bei uns, wie überall in der Welt, Fußballspieler, die ebenso denken und fühlen wie er. Und sie würden manchmal gern so handeln wie er. Aber nicht die elf Spieler bestimmen den Geist eines Fußballkampfes. Die Massen um das Spielfeld herum bestimmen meistens, ob eine Mannschaft fair bleibt oder ausartet. Vor einer entfesselten Zuschauermenge aber werden Spieler kaum den Mut ihres Kollegen von Zwolle aufbringen, wenn sie auch tausendmal den Willen zur Ehrlichkeit hätten.

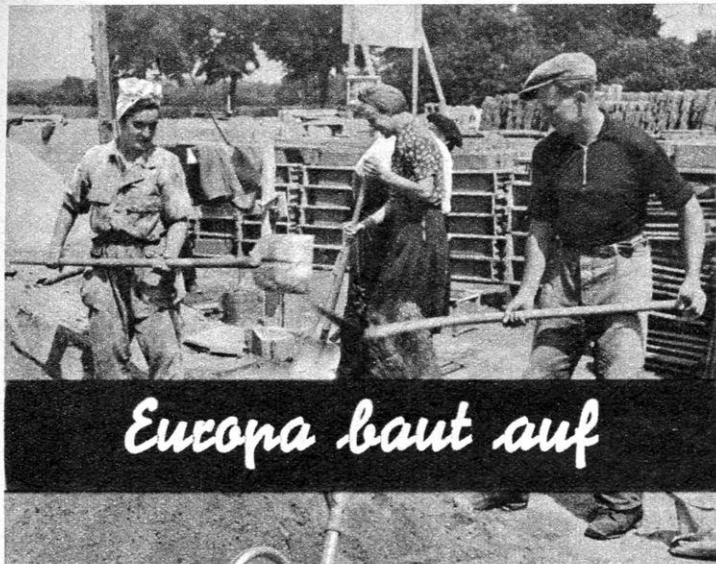
Zuschauer, die einem vornehmen Spieler zujubeln, zählen auch bei uns nach Tausenden, aber die Leute mit dem reinen Herzen sind still und bescheiden und überlassen das Schreien den Fanatikern.

Schnellster Mann der Welt ist der Neger Lloyd la Beach, der die 100 Meter in 10,1 Sekunden durchlief und damit den Weltrekord des dreifachen Olympiasiegers Jesse Owens unterbot. 100 Meter

in 10,1 Sekunden zu laufen, bedeutet, 10 Meter in einer Zehntelsekunde zurückzulegen.

Viel zu hoch sind die Eintrittspreise, die der Deutsche Fußballbund zum Länderspiel Schweiz — Deutschland am Buß- und Betttag in Stuttgart fordert. 1,50 DM für einen Stehplatz in der Kurve und 2 DM für Stehplatz-Mitte übersteigen für ein Länderspiel das Maß des Zulässigen. Fußball ist Volkssport, und dem muß die oberste Behörde dieses Sports Rechnung tragen, vor allem darum, weil sie keinen eigenen Spieler unter Vertrag hält und bezahlt.

Mit sehr viel Glück, indem man den Kampf unentschieden gab, konnte Heintzen Hoff seinen Meistertitel behalten. Der junge Heinz Neuhaus aus Dortmund, der sich als Berufsboxer sehr schnell nach oben arbeitete, zeigte keinerlei Respekt vor dem Meister und brachte ihn sehr in Bedrängnis. Der Meister ist noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen, der gefeierte Mann war der 24jährige Neuhaus.



Europa baut auf

Ohne Wohnungsbau kein neues Europa

Manche schwierige Lebensfrage konnte in den Nachkriegsjahren wenigstens teilweise gelöst werden. Nur mit einem Problem ist man trotz vieler Vorschläge und Gegenvorschläge, trotz großartiger Planungen und heftiger Debatten in allen Ländern Europas bis jetzt noch nicht fertig geworden. Das ist die ungeheure Wohnungsnot. Sie ist das brennendste Problem unserer Zeit geworden. Sie ist die Ursache vieler sozialer Spannungen.



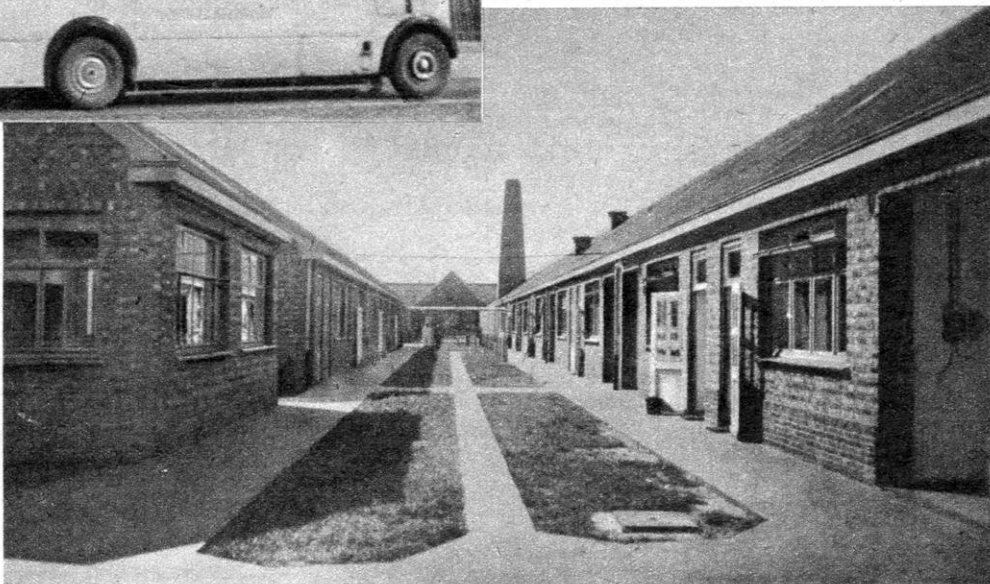
Erst nach den Überlegungen und Planungen der Gewerkschaften war es möglich, mit Hilfe von ERP-Geldern billige Wohnungen zu bauen. In Schleswig-Holstein wurde mit der Hans-Böckler-Siedlung in Neumünster der Anfang gemacht.

Englands Regierung, die von den Gewerkschaften stark getragen wird, hat sofort nach Beendigung des Krieges mit einem großzügigen Wohnungsbauprogramm für die werktätige Bevölkerung begonnen. Fotos: Archiv (4), Peter Fischer (1)

Auch Belgien ging schnell daran, mit den gewährten Hilfsgeldern Wohnungen und Siedlungen der Arbeiter und Angestellten wiederaufzubauen.



Sie ist die Ursache tiefer Hoffnungslosigkeit, auswegloser Verzweiflung und bitterster Unzufriedenheit, also Gemütsbewegungen, die gerade bei jungen Menschen verheerende Folgen nach sich ziehen, sie in ihrer Entwicklung auf das empfindlichste hemmen und zu keiner wahren Lebensfreude kommen lassen. Hier kann nur mit Schaffung von gesunden und ausreichenden Wohnräumen geholfen werden. Ohne Wohnungsbau ist es nicht möglich, den Lebensstandard der europäischen Völker zu erhöhen und den fortschrittlichen und sozialen Gedanken der Völkerverständigung Gehör zu verschaffen. Aus den verfallenen Ruinen müssen neue Wohnhäuser entstehen, wenn aus dem alten morschen Europa ein neues, wirtschaftlich gesundes wachsen soll. Ohne ausreichenden Wohnungsbau gibt es kein neues Europa!



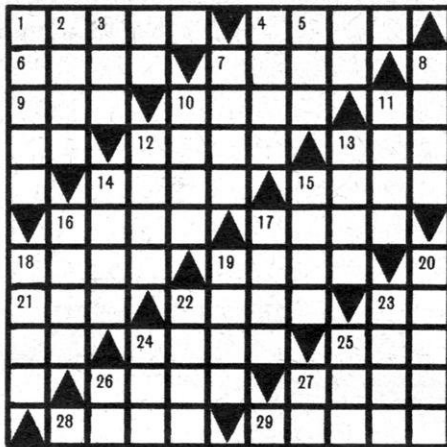


„Edison. Der Zauberer von Menlopark“ von Kurt Kuberzig. Erschienen im Otto-Meißner-Verlag, Schloß Bleckede a. d. Elbe. 132 Seiten zum Preise von DM 4,80. Wieder liegt uns ein Buch aus der Jugendschriftenreihe des Meißner-Verlags vor. „Edison, der Zauberer von Menlopark“ von Kurt Kuberzig. Es ist eine Erzählung, die vor allem unsere Jungen packt und die bestimmt nicht ruhen werden, bis sie bis zum Schluß das Leben des großen Erfinders miterlebt haben. Voller Spannung läßt Kurt Kuberzig uns einen Blick in die Wunderwelt der Technik werfen. Gleichzeitig bekommen wir einen Einblick in das damalige Zeitgeschehen. Schon voller Interesse verfolgen wir den jungen Edison. Wie er sich als Zeitungsjunge durch das Leben schlägt und dabei so geschickt und erfinderisch ist, daß er nicht nur seine Eltern unterstützen kann, sondern sich auch das Geld für seine ersten Erfindungen verdient. Seine erste bedeutende Aufgabe ist die Verbesserung des Telegrafen. Es entsteht die Gründung der Firma „Pope, Edison & Co.“. Sie gibt ihm den finanziellen Rückhalt für seine weiteren Versuche. Ein nächster Schritt auf dem Wege seiner Erfindungen ist die Filmaufnahmekamera. Dann erst kommt wohl mit seine bedeutendste Neuerung: die Glühbirne! In seinem Zauberreich „Menlopark“ führt er die ersten Glühbirnen seinen mißtrauischen Gästen vor. Sie haben eine Glühdauer von fünfundvierzig Stunden. Die Menschen verlassen verblüfft und überzeugt Edisons Wunderwelt. Einen weiteren Fortschritt unserer Zeit verdanken wir Edison: den Bau der elektrischen Eisenbahn. 1889 auf der Pariser Weltausstellung feiert Edison mit seiner Glühbirne Triumphe. 1931 verlieren wir mit Thomas Alva Edison einen Menschen von größter Bedeutung, ohne den wir in unserer Fortentwicklung längst nicht so weit wären.

Deutsche Jugendbücherei. Wir hatten eine Schülerbücherei, aber sie hatte nur einmal in der Woche Ausleihe. Das genügte uns nicht, und so beschlossen wir, eine Klassenbücherei einzurichten. Jeder brachte ein Buch mit, von dem er glaubte, daß es die anderen gern lesen würden. Das war der Grundstock, und für die Ausleihe zahlten wir fünf Pfennig. Wie stolz waren wir, als wir die erste Mark zum Ankauf neuer Bücher zur Verfügung hatten. Wir wählten vier „Delegierte“, die gemeinsam zum Buchhändler zogen. Der zeigte uns Reclam-Bändchen, Schaffsteins Blaue und Grüne Bändchen und zum Schluß noch die Deutsche Jugendbücherei. Die begeisterten uns durch ihre bunten Umschläge und durch den niedrigen Preis. Fünfzehn Pfennig kostete ein Heft. Wir kauften die Geschichte vom tapferen Mungo, dem Schlangenvortiger Rikki-tikki-tavi, Auf Schlechwegen durch Tibet von Sven Hedin, die rührende Geschichte vom treuen Jagdhund Krambambuli, die Marie von Ebner-Eschenbach schrieb, und das unheimliche Flaschenteufelchen von Stevenson; auf die anderen beiden Titel kann ich mich nicht mehr besinnen – aber das weiß ich noch, daß immer neue Nummern in unseren Klassenschränken wanderten und fleißig gelesen wurden.

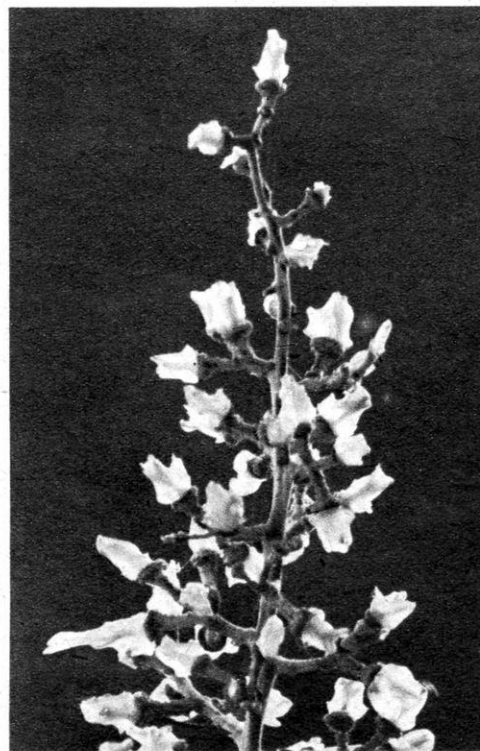
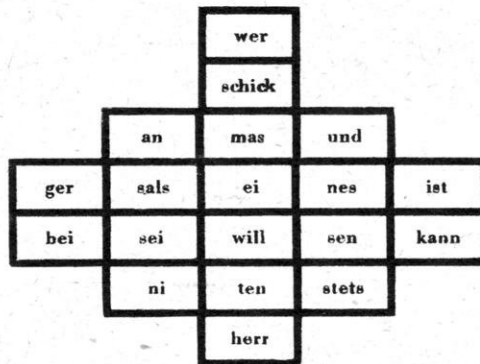
Wir waren alle sehr arm damals nach der Inflation, der Geldentwertung des ersten Weltkrieges, aber ein kluger Lehrer hatte uns alle zu Leserratten gemacht, und wir haben nie aufgehört, ihm dafür dankbar zu sein. Versteht ihr nun, wieviel Erinnerungen in uns wach wurden, als wir in diesen Wochen einen Stoß der Hefte in die Redaktion bekamen. Die Umschläge hatten sich verändert. Sie sind immer noch bunt, aber sie entsprechen dem Geschmack der heutigen Jugend. Die Auswahl ist noch nicht wieder so groß, wie sie 1939 war. Es ist nicht leicht, großformatige Hefte mit 32 Seiten Umfang für 30 Pfennig herzustellen. So werden zunächst erst einmal die Nummern wieder gedruckt, die am meisten Aussicht auf Absatz haben, 48 verschiedene Hefte gibt es. Die meisten davon werden den Jüngeren unter euch Freude machen: Storm, Die Regentrupe (Schmitthenner), Die Frühglocke (Storm), Bötjer Basch (Riehl), Der stumme Ratsherr (Lagerlöf), Die Lichtflamme (Nansen), Auf der Nordpolfahrt (Fontane), Grete Minde (Henseling), Vorstoß ins Unendliche (Eichendorff), Schloß Dürande (Dietrich), Tiere wandern. Wer mehr darüber wissen will, kann sich einen ausführlichen Prospekt vom Bund-Verlag anfordern. Hier möchten wir besonders auf die Erzählung von Peter Weiler: Die Herzensfahne aufmerksam machen. Sie berichtet von den Freiheitsbestrebungen der deutschen Burschenschaftler und dem Werden der schwarzrot-goldenen Fahne. Viele von euch werden kaum wissen, wie es um 1815 in Deutschland politisch aussah. Sie werden aus diesem Büchlein nicht nur gute Unterhaltung, sondern auch Belehrung empfangen. cebra

„Aufwärts“, Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Erscheint alle 14 Tage. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70, Telefon 7 91 88 und 7 92 88. Verlagsleitung: Georg Reuter. Schriftleitung: Hans Treppe, Köln, Breite Straße 70. Telefon 7 91 88 und 7 92 88. Fernschreiber: 0 38 / 5 62. Bezugspreis vierteljährlich 85 Pfg. zuzüglich 18 Pfg. Zustellgebühr. Bestellung bei allen Postämtern und Jugendfunktionären. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. **Kupfertiefdruck:** Kölner Presse-Druck GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Straße 70.



Waagerecht: 1. asiatischer Hühnervogel, 5. andere Bezeichnung für Pfad, 6. Abkürzung für eine Weltstadt, 8. Gewässer, 9. würziger Geruch, 11. Flächenmaß, 12. niederdeutsche Bezeichnung für Storch, 14. Gegenteil von Okzident, 17. Stoff, 18. Naturgott, 19. Geschlechtswort, 20. Stallabteil, Pferdestand, 21. Naturscheinung. **Senkrecht:** 1. Märchenfigur, 2. kaufm. Unternehmen (Abkürz.), 3. Freiheitsberaubung, 4. sagenhafte Königin, 5. Frageförmig, 7. Koseform für Großmutter, 8. Insel der südl. Sporaden, 9. lat. Abkürzung für „Im Jahre des Herrn“, 10. Gift, 12. Insekt, 13. chem. Element, 15. Teil des Wagens, 16. männl. Vorname, 18. Magnetende.

Rösselsprung



Was ist das?

1. Kastanienblüte, 2. eingefrorene Goldregengoldle, 3. auseinandergebundener Kabelstrang, 4. Phlox? Nein, nichts von alledem. Es ist eine abgezapfte Weintraube.

Wer weiß es?

- Wie heißt der größte Fluß Frankreichs?
Loire
Seine
Marne
- Wie heißt die größte Wüste?
Gobi
Sahara
Kalahari
- Wie breit ist die Straße von Gibraltar?
8,7 km
14,6 km
19,5 km
- Wann gelang der erste Motorflug?
1899
1901
1903
- Wieviele Beine hat der Tausendfüßler in Wirklichkeit?
278
610
1000

Silbenrätsel

ä — bad — bal — batt — bu — ca — dam — de — dhi — di — e — e — ein — en — falt — folk — fun — gan — gent — heil — il — imp — kad — ket — ko — la — le — ler — ler — los — men — nar — ne — ne — nor — ra — ri — ri — rich — rie — ros — sam — schil — schy — se — stoss — te — ul — val — zar — zi — zu

Aus vorstehenden Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben. (k = c) Die Wörter haben folgende Bedeutung:

- Nebenfluß der Donau, 2. medizinisches Hilfsmittel, 3. Kapellmeister, 4. Liebesgott, 5. Wagneroper, 6. Gedichtform, 7. holländ. Stadt, 8. deutscher Dramatiker, 9. Teil des Heeres, 10. Erholungsstätte, 11. Preisnachlaß, 12. griechischer Dichter, 13. vorchristlicher König, 14. Schmuckstück, 15. männl. Vorname, 16. engl. Gräfschaft, 17. indischer Revolutionär, 18. Verkehrungsglück, 19. Dummheit, 20. Krankheitsvorbeugungsmittel.

Auflösungen aus Nr. 20

- Achteckiges Rautenrätsel. I:** Senkrecht: 1. Alaun, 2. Arm, 3. Mut; waagerecht: 2. Alm, 4. Kraut, 5. Mut. II: Senkrecht: 1. Ueber, 2. Art, 3. Tee; waagerecht: 2. Abt, 4. Prien, 5. Tee. III: Senkrecht: 1. Fasan, 2. Rom, 3. Den; waagerecht: 2. Rad, 4. Mosel, 5. Man. IV: Senkrecht: 1. Wille, 2. Sau, 3. Rom; waagerecht: 2. Sir, 4. Salon, 5. Ulm, V. Senkrecht: 1. Arger, 2. Ort, 3. Bon; waagerecht: 2. Orb, 4. Argot, 5. Ten. VI: Senkrecht: 1. Rolle, 2. Dia, 3. Nie; waagerecht: 2. Don, 4. Lilie, 5. Ale. VII: Senkrecht: 1. Tenor, 2. Wen, 3. Gut; waagerecht: 2. Weg, 4. Venus, 5. Not. VIII: Senkrecht: 1. Sioux, 2. Rar, 3. One; waagerecht: 2. Rio, 4. Saône, 5. Rue.

Silbenrätsel. 1. Kissingen, 2. Jefferson, 3. Kaleidoskop, 4. Trabanten, 5. Cervantes, 6. Plifferling, 7. Graubünden, 8. Hasdrubal, 9. Praetendent, 10. Spengler, 11. Schoenbrunn, 12. Markomannen, 13. Westminster, 14. Hakengimpel, 15. Juchten, 16. Fluegelhorn, 17. Donnersberg, 18. Rittersporn, 19. Antwerpen, 20. Kaschemme, 21. Trommelfell = „In jeden Betriebsrat gehört ein Jugendsprecher.“

Rätsel. Das Feuer.

Eigenartig. Der Buchstabe k.

Von wem? 1. c); 2. c); 3. c); 4. b); 5. b); 6. b); 7. c); 8. a).

